

# Die Neue Welt.

Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

1877.

## Der Erbonkel.

Novelle von Ernst von Waldow.

(Fortsetzung.)

Jonas Wallfisch besaß blaue Augen, still und ernst blickend, die nur zuweilen etwas — es muß gesagt werden — schöpsartiges hatten, dazu flachblondes Haar, ein ewiges Lächeln auf den schmalen Lippen und die Ungelenkigkeit eines jungen Jagdhundes in jeder Bewegung.

Dafür war Jonas Wallfisch, der Sohn eines armen Schul Lehrers, auch ein sogenannter „Müsterknabe“ und der Herr Pastor sagte in der Kinderlehre mehr als einmal: „Der Jonas ist zwar ein blitzdummer Junge, aber ich wollte, Ihr wäret alle so!“

Ja, er war unschuldig und tugendhaft und dies sogar noch als Student, da er schon aus dem Borne des Wissens schöpfte und eine rechtschaffene Kneiperei nur dem Namen nach kannte.

Jonas wohnte nach dem Ableben der armen alten Wallfische bei seiner Tante in der nahen Universitätsstadt. Die Frau war ebenso reich, als prüde und bigott.

Er war ihr Erbe und zwar sollte er das beträchtliche Vermögen der Alten aus der Hand ihrer Tochter, einer kleinen aber hübschen Heiligen, erhalten, letzteres freilich nur in dem Falle, daß er tugendhaft und enthaltsam blieb, die Betstunden und Conventikel fleißig besuchte, nur fromme Lieder sang und stets von der Ansicht ausging, daß ein Wirthshaus — wenn auch nicht geradezu eine Hölle, doch die Kapelle sei, welche sich, der Volksmeinung nach, der Teufel baut, wenn dem Herrgott eine Kirche gegründet wird.

Täglich rief ihm die alte Betchwester mit warnend erhobenen dürrer Zeigefinger zu: „Wenn dich die bösen Buben locken, so folge ihnen nicht —“ Cousine Margarethlein schlug dazu die frommen Taubenaugen nieder und bat ihn nur „schlechte Gesellschaft“ zu meiden.

Unter letzterer verstand sie besonders zwei alte Corpsburschen, die sich vorgefetzt hatten, der Unschuld des Jonas Wallfisch Fallen zu stellen. Bisher allerdings vergebens, denn noch umschwebte den blonden Jüngling ein sicher auch blonder Schutzengel, mit weißen Flügellein an den Schultern und einer ungemein zähen Ausdauer begabt.

Sedenfalls war dieser — der Schutzengel — kein Freund des edlen Gerstenjaßtes oder anderer geistigen Getränke, denn allemal, wenn die „bösen Buben“ den Jonas in die Stammkneipe lockten, gab ihm befagter spiritus familiaris (wie Theophrastus Paracelsus sich ausgedrückt haben würde) einen moralischen Ruck im

Gewissen, der sich wie ein elektrischer Schlag bemerkbar machte und stets ein krampfhaftes Protestiren und Ausreißen des Jonas zur Folge hatte. Endlich gaben die bösen Buben ihr Werk der Finsterniß auf; der eine aber, er hieß Kaspar und „war von je ein Bösewicht“, brütete Rache.

Und es kam ein Tag, wo der Schutzengel des Jonas, vielleicht aus Langeweile über eine eben genossene Bibelstunde, welche 3 Stunden und 45 Minuten gewährt, so fest ent schlafen war, daß er selbst dann nicht erwachte, als Jonas, der den befagten Kaspar unterwegs getroffen, in die Nähe der Teufelskapelle, alias Stammkneipe, genannt „Zum schwarzen Wallfisch von Ascalon“, gelangt war.

Der Böse aber hatte einen unendlichen Durst in die Seele des Jonas gelegt und dies zwar diesmal nicht allein nach der Heiligkeit und Himmels seligkeit, sondern ganz einfach nach irdischem Getränk. Aber auch die Keugier, diese Untugend, welche schon den Fall der Eltermutter verschuldet, plagte den strauchelnden Jüngling, und er fragte mit schüchternen Stimme den Gefährten, warum man gerade diesem Wirthshause einen so seltsamen Namen gegeben?

Ein Hohngelächter antwortete dem Erschrockenen.

„Du kennst nicht einmal unser Leiblieb — o Du jämmerliche Wachs puppe! Du Spottgeburt — doch höre nun!“ Und Kaspar begann:

„Im schwarzen Wallfisch zu Ascalon,  
Da kneipt ein Mann drei Tag,  
Bis daß er steif wie ein Besenstiel  
Am Marmortische lag.“

Jonas Wallfisch schwieg ganz still und lauschte wie ein Mäuslein, dann brach er in einen Strom entzückter Ausrufe aus und sicherte zuletzt wie eine Nachttaube.

Und der Engel schloß noch immer in Ermangelung einer anderen Beschäftigung. Wozu — frage ich — nützt nun solch' ein Schutzengel, wenn er just in dem Augenblicke, wo er um Gotteswillen wachen sollte, den Schlaf des Gerechten schläft?! Kaspar schwieg.

„Weiter!“ drängte Jonas.

„So komm hinein; ich werde doch nicht auf der Straße singen, auf daß mich die Wache aufgreift? Komm, ein einziges Glas Bier wirst du doch trinken dürfen, und drinnen singe ich dir die übrigen Verse.“

Also sprach der Versucher — und Jonas Wallfisch folgte ihm, und zwar nur aus literarischem Interesse, wie er sich oder vielmehr wie er dem immer noch schlafenden Schutzengel heuchlerisch versichert.

Und drinnen sang Kaspar:

„Im schwarzen Wallfisch zu Ascalon,  
Da sprach der Wirth: „Halt an!  
Der trinkt von meinem Battrer-Schnaps,  
Mehr als er zahlen kann!“

Jonas aber drängte wieder: „Weiter — weiter!“ bekam jedoch nur diesen einen, richtiger gesagt zweiten Vers zu hören, trotz allen Bittens und Zuredens, denn mit teuflischer Ruhe verwies ihn Kaspar stets „auf morgen!“

Wenn aber wenig gesungen wurde, so ward umsomehr getrunken und Jonas kam sogar betrunken nach Haus. Wie zeterete die alte Bekchwester über der Zeiten und des jungen Wallfisches Verderbniß!

Jonas gelobte zwar neuevolle Buße und Umkehr, schob auch alle Schuld auf die besügelten, lässigen Schultern seines Schutzengels, dennoch konnte er selbst es nicht hindern, daß der Böse, ermutigt durch den ersten Sündenfall, Besitz genommen hatte von seiner Seele. Tag und Nacht, wachend und träumend, sang, flüsterte und wisperte es vor seinen Ohren:

„Im schwarzen Wallfisch zu Ascalon zc. zc.“, und nur um endlich diese innere Stimme zum Schweigen zu bringen, überschritt er wieder die Schwelle der Kapelle des Teufels und vernahm von Kaspars Lippen mit immer neuem Entzücken:

„Im schwarzen Wallfisch zu Ascalon,  
Da bracht' der Kellner Schaar,  
In Keilschrift auf sechs Biegelstein',  
Dem Gast die Rechnung dar.“

Diesmal verhehlte Jonas schon seinen Fehltritt, heuchelte in der Bekstunde gewesen zu sein, und es gelang ihm sogar, die Tante zu belügen. Margarethlein jedoch traute ihm nicht, denn sie hatte vernommen, wie ihr Herzallerliebster sichernd und im Zimmer umherspringend, gleich einem jungen Böcklein, unaufhörlich vor sich hin gesungen hatte:

„Im schwarzen Wallfisch zu Ascalon  
Da sprach der Gast: O weh,  
Mein baares Geld ging alles drauf,  
Im Lamm zu Niniveh!“

Und der böse Kaspar frohlockte. Höhnisch brüllte er an einem der folgenden Tage, als Mitternacht schon vorüber war, dem gefallenen Jonas zu:

„Ich schwarzen Wallfisch zu Ascalon,  
Da schlug die Uhr halb vier,  
Da warf der Hausknecht aus Nubierland  
Den Fremdling vor die Thür!“

Im schwarzen Wallfisch zu Ascalon  
Wird kein Prophet gehrt,  
Und wer vergnügt dort leben will,  
Zahlt baar, was er verzehrt!“

Nun kannte Jonas allerdings das ganze Lied, aber — aber diese Wissenschaft kostete ihn die Gunst der Tante und eine runde Erbschaft von 20,000 Thlr. — denn als der entartete Nefse der polternden Alten einst, um Mitternacht nach Hause kommend, mit heiserer Stimme die Früchte seiner Wirthshausstudien in Gestalt des Liedes vom schwarzen Wallfisch vorgetragen, slog er, geschleudert von ihrem, durch heilige Entrüstung gestählten Arm, aus der Stube und bald auch aus dem Hause — und saß nun in Wahrheit im schwarzen Wallfisch zu Ascalon, oder kürzer gesagt: in der Tinte.

Zwar hatte der Wirth, Herr Bummelmeier, keinen Hausknecht aus Nubierland, den Fremden vor die Thür zu setzen, aber auch er huldigte der Moral von Kaspars Leiblied:

„Und wer vergnügt dort leben will,  
Zahlt baar, was er verzehrt.“

Und so kamen sie denn, die Tage der Trübsal; Tante Ursula starb aus Gram und Gallsucht und hinterließ dem leichtsinnigen Nefsen nichts als ihren Fluch — „und das alles um nichts — um Sekuba — um des Wallfisch-Liedes willen!“ So rief Jonas und warf, wie einst Hans im Glück, auch dies letzte Besitzthum, nämlich den Fluch der Tante von sich, notabene, er gab ihn dem Wirth für allen genossenen Gerstenjaß und Battrerschnaps als Zahlung an.

Jonas flüchte auch dem bösen Kaspar, was ihm ebenfalls nichts einbrachte, und war tiefbetäubt; am allertraurigsten aber war ihm zu Muth an dem Abende, wo er Abschied nehmen sollte von Margarethe.

Sie wenigstens sollte ihn nicht noch schlechter beurtheilen als unumgänglich nöthig war. Und der Geist kam über ihn und er schilderte mit ciceronischer Beredsamkeit und apostolischem Feuer, welcher Falle der Böse sich bedient habe, um seine arme, unschuldige Seele zu fangen, seine Lammesunschuld zu trüben.

Margareth hörte zu, bald mißbilligend das Mäulchen verziehend, bald mit halbem Lächeln und unter Kopfschütteln; als der reuige Sünder aber schluchzend ihre Hand ergriffen und nur noch auf ein Wörtlein der Vergebung hartete, da wisperte sie mit verlegenem Augenniederschlag:

„Aber wie kann denn ein bloßes Lied so gar viel Verderbliches gewirkt haben? Das glaube ich kaum — ich möcht' es indessen auch einmal hören.“

Da war's ihm, als öffne sich der Himmel und St. Petrus stehe an der goldenen Pforte und halte ein riesiges Wirtshaus in der heiligen Rechten und tränke ihm, glückselig, Smollis zu! Alle Erz- und Posaunen-Engel sangen begeistert im Chor:

„Im schwarzen Wallfisch zu Ascalon

Und er sang mit und — mit seinem Singer gethan!

Die Moral von der Geschichte aber ist, wenn ihm durch den kleinen Dienstfehler eines gegeben über eine Menschenseele und er schon gnawor, dieselbe beim Widel zu haben, doch schließlich noch geprellt wird um den Preis für seine Mühe.

So erhielt Jonas wenigstens, nachdem er sämtliche sechs Verse des „schwarzen Wallfisch“ der schönen Margareth gelehrt, zum Lohne dafür ihre Hand und mit dieser die Erbschaft der frommen Tante.

Aus Dankbarkeit aber gegen den Urquell seines Glückes, auch wohl aus eigener Neigung, beschloß Jonas die Gelehrsamkeit an den Nagel zu hängen, zog mit seinem jungen, hübschen Weibchen zurück in die Heimath und richtete in der Vaterstadt Dohlenwinkel ein gutes Wirtshaus ein, das er „zum schwarzen Wallfisch“ benamsete.

Das Geschäft gedieh und blühte und mit ihm blühte und gedieh das Ehepaar und ein halbes Dutzend junge Wallfischlein. Jedem Stammgaste aber hatte der gesprächige Wirth in dem grünen Hinterzimmer seine Lebens-, Liebes- und Leidensgeschichte erzählt, wie eben jetzt auch dem Hofrath von Bartels.

Wir haben dem freundlichen Leser die Erzählung des Wirthes um so weniger vorenthalten, als nächst dem „Erbonkel“ der „Schwarze Wallfisch“ die interessanteste Persönlichkeit in Dohlenwinkel ist. Letzteres, ein kleines Städtchen, an der östlichen Grenze des Herzogthums gelegen, von dessen Beherrscher dem Hofrath so übel gelohnt worden, bestand eigentlich nur aus einem Marktplatz, von dem aus mehrere winnliche, enge Straßen ausgingen. Das Ganze ward umschlossen von einer halb zerfallenen Stadtmauer. Eine kahle, jedes landschaftlichen Reizes entbehrende Gegend bot sich dem Auge des Beschauers dar, der die Luft in den engen Straßen zu drückend fand und außerhalb der Stadtmauer zu athmen wünschte. Eine verstaubte Kastanienallee, in welcher die Dohlenwinkler zu lustwandeln pflegten, und ein schmaler Graben — sie nannten ihn Bach — der im Hochsommer nur mephitische Dünste verbreitete, an dessen Rändern aber Bergipfe meinnicht wuchsen für zarte, liebende Herzen — dies waren so ziemlich die einzigen Naturschönheiten, welche die bescheidenen Kleinstädter, und dies auch noch in sehr homöopathischer Dosis genossen.

Das gemüthliche Plauderstündchen in der grünen Extrastube wurde durch die Meldung des Hausknechts, die gnädige Madame oben wäre fertig und ließe den Herrn Hofrath bitten herauf zu kommen, unterbrochen.

Herr Sebalbus erhob sich seufzend, reichte dem „Wallfisch“ zwei Finger seiner rechten Hand und sagte:

„Das ist für mich auch ein saurer Gang, hab' den Bruder Jakob viele Jahre nicht gesehen, und da mag's schon sein, daß er noch wunderlicher geworden ist. Große Harmonie hat nie zwischen uns geherrscht. Nun, die erheiternde Gegenwart der Damen, den' ich, wird uns über die ersten peinlichen Momente weghelfen.“

Der dicke Jonas machte zwar ein Gesicht, als sei er eher vom Gegentheil überzeugt, laut aber sprach er, den geschätzten Gast bis zur Thür geleitend:

„Gewiß, gewiß, kann ja gar nicht fehlen, wünsch' viel Glück zur ersten Visit', der Herr Jakob wird schon warten, wär' sonst wohl auf ein Morgenschöppchen hergekommen!“

\* \* \*

Wir eilen der Familie v. Bartels voran in das graue, am Markte gelegene Erbhaus des Geschlechtes. Da das große Hausthor nur geöffnet wird, wenn auf einem Kollwagen die Waarenvorräthe anlangen, welche die „Firma“ aus der nächsten Handelsstadt bezieht, so müssen wir über drei abgenützte Steinstufen in den Spezereiladen treten, um von hier aus durch eine Glas Thür gleich auf den Treppenabsatz zu gelangen. Eine schmale, steile Treppe führt von da in den Oberstock des Hauses.

Hinter dem Ladentisch steht ein langer, blonder, schmal schultriger Mensch, dessen Alter schwer zu bestimmen ist, denn er gehört zu denjenigen, welche niemals jung gewesen sind.

Ein förmlich blödsinniges Lächeln verzieht den breiten Mund, während Herr Hans den eben der Tonne entnommenen Salzhäring in ein Stück Papier wickelt und der hübschen Käuferin darreicht. Dabei blinzeln aber die tiefliegenden grauen Neuglein so schlaunach der Thür, daß der Ausdruck von Harmlosigkeit, den das langgezogene Gesicht sonst zu tragen scheint, dadurch Lügen gestraft wird.

Herr Hans ist bald wieder allein und reißt sich seine aufgelaufenen rothen Hände, als die nach dem Flur führende Glas Thür geöffnet wird und ein häßlicher Weiberkopf mit einer enorm großen weißen Haube bekleidet, in der Spalte erscheint.

„Ach, ich dachte sie wären schon da,“ flüstert die heisere Stimme der Besizerin des häßlichen Kopfes.

„hm, lassen sich Zeit — sind ja vornehme Leute, Tante — Sie vergessen — „von“ Bartels — kann ihnen gar nicht entgehen die Erbschaft — hi hi hi!“

In dem Moment mußte der junge Mann etwas erspäht haben, denn er winkte der Frau, die er „Tante“ genannt, der häßliche Kopf verschwand und Herr Hans blickte wieder mit dem Ausdruck harmlosen Blödsinns auf seine rothen Hände nieder. Frau Gertrud aber, die Haushälterin, eilte, so schnell es ihre alten Beine erlaubten, die steile Treppe hinauf. Wir machen es ebenso und verfügen uns gleich in das Schreibzimmer oder „Comptoir“, zu dem Senior des Hauses Bartels, dem viel erwähnten Erbonkel.

Herr Jakob sitzt hinter einem hohen, dünnbeinigen, alten Schreibpulte; die lange, magere Gestalt des Mannes ruht zusammengekrümmt in einem großen Lehnstuhl. Der spitze, fast ganz kahle Kopf, die kleinen grauen Augen, welche tief in den Höhlen liegen und durch ein paar buschige weiße Augenbrauen noch mehr verborgen werden, der große, zahnlose Mund, vor allem aber der Ausdruck von Hoßn und Verachtung, der um die herabgezogenen Mundwinkel verbreitet ist, machen den Erbonkel zu einer entschieden abschreckenden Erscheinung.

Herrn Jakobs Vater hatte vor Jahren mit dem Gelde einer reichen Wittve, die er aus Spekulation geheirathet, das Geschäft begründet, das, wie alle Welt und vor allem der Besizer selbst meinte, zu einer Geldquelle geworden war.

Dafür wurde mit den Jahren das eheliche Leben des geizigen Kaufherrn immer freudloser. Die Streitigkeiten zwischen den Eheleuten mehreten sich und jedesmal, wenn die Familie wieder einen Zuwachs erhielt, versetzte dieses frohe Ereigniß Herrn Bartels senior in die ärgerlichste Stimmung. Jeder neue Sprößling war in seinen Augen ein Feind — ein unnützer Esser und eine Persönlichkeit, welche dereinst das mühsam ersparte und zusammengesparte Vermögen verringern, ja in alle vier Winde verstreuen würde.

Und diese, gleichsam konzeßionirten Räuber seines Geldes, sollte er selbst noch mit beträchtlichen Unkosten groß ziehen — entsetzlich!

Das Herz der Mutter und reichen Wittve sträubte sich gegen eine solche Auffassung und sie suchte ihren sechs Sprößlingen durch doppelte Liebe die mangelnde väterliche Zärtlichkeit zu ersetzen. Diese schien sich auf den ältesten Sohn Jakob ganz allein zu erstrecken, derselbe war aber auch seinem Erzeuger nicht bloß

äußerlich, sondern vornehmlich, was Charakter und Neigungen betraf, sprechend ähnlich.

Sparfam, bis zum Geiz, achtete er alles gering, was das Leben zierte und schmückte, und zum Jüngling herangereift, ward Jakob immer unverträglicher und cynischer. Weder die Mutter noch die Geschwister liebten den unholden Gesellen, und es gab fortwährend Hank und Streit im grauen Hause am Markte.

Und doch besaß Jakob ein liebebedürftiges Herz, und vielleicht wäre es dem Einfluß des Mädchens, dem er dieses Herz geschenkt, gelungen, einen anderen Menschen aus ihm zu machen, wenn der alte Bartels nicht dazwischen getreten und mit rauher Hand das Verhältniß gelöst hätte, welches sein Sohn und Erbe mit der hübschen Tochter eines armen Dorfschullehrers eingegangen.

Frau Bartels war dazumal schon todt, die Geschichte drang auch gar nicht sehr in die Deffentlichkeit, nur daß sehr heftige Szenen zwischen Vater und Sohn vorgekommen, erfuhr man, auch daß Jakob seine Geschwister beschuldigte, ihn verrathen und die Aufpaffer gespielt zu haben.

Der alte Kaufherr entschädigte seinen Liebling dafür, daß er gezwungen gewesen, demselben den einzigen Wunsch des Herzens zu versagen, indem er ihn zum Universalerben des beträchtlichen Vermögens einsetzte und den übrigen fünf Kindern nur ein lazes Pflichttheil nothgedrungen bestimmte.

Nur eine Bedingung knüpfte sich an das Erbe. Dasselbe durfte, so lange noch ein Glied der Familie Bartels lebte, niemand Fremden vermacht werden, und obgleich Jakob, falls er nicht heirathete oder die Ehe kinderlos blieb, das vollständig freie Verfügungsrecht über Gut und Geld besaß, konnte er es doch immer nur einem der Geschwister oder deren Nachkommen — kurz einem berechtigten Träger — oder einer Trägerin des Familiennamens hinterlassen. Diese Bedingung — ein schwacher Trost für die fünf erbeslustigen Geschwister, war diesen erst später bekannt geworden, und seitdem war ein Wettstreit entbrannt, der justament nicht die schönsten Charaktereigenschaften enthüllte.

Jakob hatte nämlich nicht geheirathet, nachdem das Mädchen, welches er geliebt, in der Fremde gestorben. Er übernahm nach dem Tode des Vaters das Geschäft, und es gelang ihm durch günstige Spekulationen, das ererbte Vermögen mindestens zu verdreifachen.

Welche Aussichten eröffneten sich da den bis auf den Hofrath v. Bartels in mehr oder minder beschränkten Verhältnissen lebenden Geschwistern!

Zwar war der Verkehr mit dem Bruder, der nie sehr angenehm gewesen, oft geradezu unerträglich — aber was leidet man nicht um einer Erbschaft von 100,000 Thalern willen? Da kam es dem guten Johann, den Schwestern Martha und Emmerenzia nicht darauf an, ob ihr bißchen Menschenwürde und Selbstachtung mit Füßen getreten wurde — die Jagd nach dem Glück war die Parole, und fort ging es über Stock und Stein in wildem Rennen und jeder suchte dem andern einen Vorsprung abzugewinnen.

Die Beobachtungen, welche Jakob in der Lage war täglich und stündlich zu machen, trugen allerdings dazu bei seine Menschenkenntniß zu erweitern, zugleich aber raubten sie dem verbitterten Gemüthe des Mannes den letzten Rest von Wohlwollen. Er ward immer galliger und böshafter, und zuletzt füllte der „kleine Krieg“ mit seinen Erben, wie er es nannte, seine Zeit aus und beschäftigte sein Denken, absorbirte alles Interesse. Man kann sich daher vorstellen, wie freudig Jakob Bartels durch die Nachricht berührt worden, daß jetzt auch Bruder Sebastian mit der ganzen adligen Sippschaft sich an dem Kampf um das Erbe betheiligen werde.

Vorsichtig wie stets, hatte er schnell sich selbst „salvire“ und dem Bruder jede Aussicht auf thatkräftige Unterstützung genommen; so war der alte Geizhals sicher, kostenfrei ein Schauspiel zu genießen, welches durch die Ankunft der neuen „Akteurs“ bedeutend an Reiz gewann.

Jetzt saß er auch wie die Spinne im Netz, das sie kunstreich gewebt und erwartete die Ankömmlinge. Herr Jakob hatte auch mit einem alten, haarlosen und mageren Vater eine bedeutende Aehnlichkeit, besonders was den zugleich lauernden und raubgierigen Ausdruck der kleinen Augen betraf.

Ein vergnügliches Grinsen verzog den häßlichen, zahnlosen Mund, als die Thür sich nun endlich öffnete und von der Haushälterin geleitet der Hofrath sein mageres Figürchen zuerst in das Zimmer schob.

(Fortsetzung folgt.)



# Die Chemie des täglichen Lebens.

Von Emanuel Burm.

Pflanzen, Thiere und Menschen ändern beständig ihre Zusammen-  
setzung, indem sie vermittelst der Organe Stoffe aufnehmen  
und ausscheiden; hört dieser Prozeß auf, so tritt der Tod ein.

Von diesem Augen-  
blicke an unterschei-  
den sie sich in nichts  
mehr von denjenigen  
Körpern, die nie ein  
Leben besessen haben.  
Ebenso wie die Mi-  
neralien unterliegen  
sie nur noch äußeren  
Einflüssen, die innere  
Thätigkeit steht still.  
Jene Vorgänge im  
Organismus sind  
jedoch sehr verwickelt  
und da die Chemie,  
welche sie allein er-  
klären kann, sich erst  
in letzter Zeit mäch-  
tiger ausgebildet hat,  
so schien es damals,  
als ob vieles durch  
die bekannten Natur-  
kräfte allein uner-  
klärbar sei. Wo  
aber das Wissen  
aufhört, da fängt  
bekanntlich „der  
fromme Glaube“ an.  
Man glaubte daher  
einfach, es seien  
übernatürliche, gött-  
liche Einflüsse bei  
der Lebensthätigkeit  
im Spiele und be-  
ruhigte sich lange  
Zeit dabei. Die  
Folge war, daß jede  
Forschung aufhörte;  
denn was außerhalb  
der Erkenntnisfähig-  
keit unserer Sinne  
liegt, kann eben nie  
erforscht werden. Da  
gelang es 1828 dem  
Professor Wöhler, den  
Harnstoff, einen Kör-  
per, der sich im Harn  
der Menschen und  
Thiere vorfindet, also  
unter der Einwir-  
kung der Lebenskraft  
entstehen müßte,  
künstlich darzustellen,  
und seitdem ist eine  
große Reihe solcher  
organischer Verbin-  
dungen auf diesem  
Wege dargestellt  
worden. Man sah  
jetzt ein, daß die  
Vorgänge im Orga-  
nismus auch ohne  
die Annahme einer  
übernatürlichen  
Lebenskraft erklärt

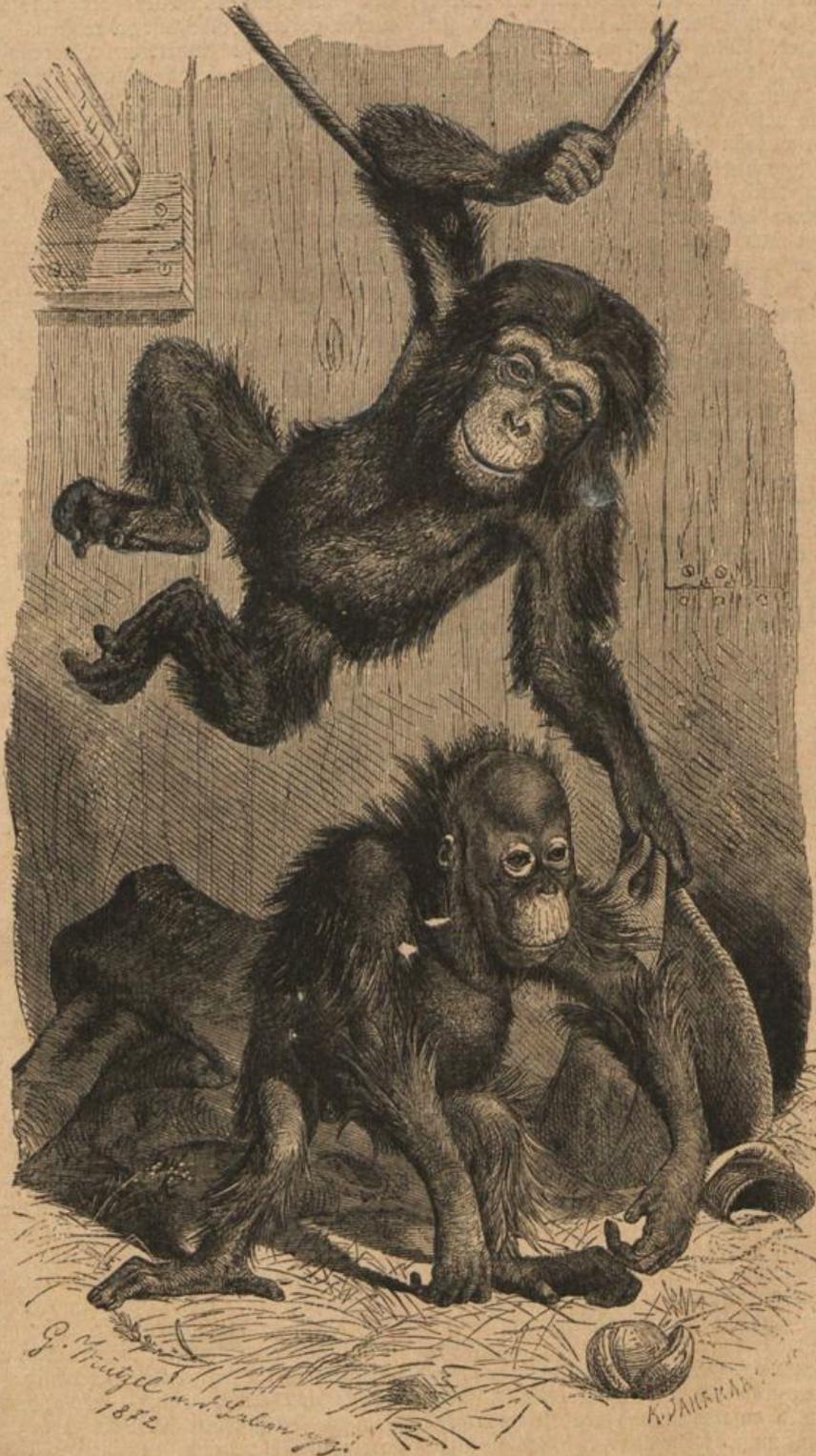
werden können, daß sie durch die bekannten chemischen und phy-  
sikalischen Gesetze bedingt würden, und mit erneutem Eifer warf  
man sich auf die Erforschung der Lebenserscheinungen. Wenn es  
uns heut auch noch nicht möglich ist, den Lebensprozeß in allen  
seinen Wandlungen zu verfolgen, so gibt uns die physiologische

Chemie heut doch schon sehr werthvolle Aufschlüsse über denselben.  
Zudem sie uns zeigt, auf welchen Naturgesetzen Leben und Tod  
beruht, lehrt sie uns zugleich, wie wir unsere Lebensweise einzu-

richten haben, wenn  
sie naturgemäß sein  
soll, und es ist daher  
wichtig, diese Chemie  
des täglichen Lebens  
zu kennen.

Athmung und Er-  
nährung sind die  
beiden untrennbar  
mit einander ver-  
bundenen Grund-  
pfeiler, auf denen  
das Leben, der Stoff-  
wechsel, beruht. Wir  
athmen die uns um-  
gebende Luft, ein  
Gasgemenge von be-  
stimmter Zusam-  
setzung. Sie enthält  
in 100 Raumtheilen  
79,15 Thle. Stickstoff,  
20,81 Sauerstoff und  
0,04 Kohlen-  
säure und zwar überall,  
wo nicht äußere Ein-  
flüsse ändernd ein-  
wirken, in denselben  
Mengen, außerdem  
noch etwas Ammo-  
niak. Die wesent-  
lichste und für uns  
wichtigste Eigenschaft  
des Stickstoffs ist die,  
daß in ihm der  
Lebensprozeß auf-  
hört. Das Athmen  
in reinem Stickstoff  
ist von denselben  
Wirkungen begleitet,  
als ob überhaupt  
ein Athmen nicht  
stattfände: es tritt  
Erstickungstod ein.  
Daher hat das Gas  
auch den Namen  
Stickstoff erhalten  
oder wie es die fran-  
zösischen Chemiker  
nennen: Azote  
(etwas, in dem man  
nicht leben kann).  
Der Sauerstoff, der  
zweite Bestandtheil  
der Luft, ist das ge-  
rade Gegentheil des  
Stickstoffs. Ohne  
Sauerstoff ist Athmen  
undenkbar, er ist der  
eigentliche Träger des  
Lebens und hieß  
daher auch früher  
Lebensluft. Wäh-  
rend Stickstoff und  
Sauerstoff chemische  
Elemente sind, d. h.

einfache Körper, die in keine andern zerlegt werden können, ist  
die Kohlen-  
säure eine chemische Verbindung von Kohlenstoff und  
Sauerstoff. Sie ist schwerer als Luft und nicht athemb-  
bar. Ihre  
physiologische Bedeutung wird erst aus den weiteren Ausfüh-  
rungen erhellen. Der Lebensprozeß der Menschen und Thiere



Schimpanse und Orangutang. (Seite 35.)

beruht nun darauf, daß das Blut durch den geathmeten Sauerstoff verbrannt wird. Verbrennung nennen nämlich die Chemiker jede Verbindung, die ein brennbarer Körper mit Sauerstoff eingeht. Wenn man ein Stück Kohle anzündet, so verbrennt es, d. h. sein Kohlenstoff verbindet sich mit dem Sauerstoff der Luft und bildet Kohlenäure. Man nennt dies oxydiren (von oxygenium, Sauerstoff), den Vorgang selbst Drydation. Ebenso verhält es sich beim Athmen. Wenn der Sauerstoff in den Lungen mit dem Blut in Berührung kommt, so verbindet er sich mit den Bestandtheilen desselben und verbrennt sie. Soll also der Lebensprozeß normal verlaufen, so muß auch die Athmungsthätigkeit sich normal vollziehen können. Dies hängt natürlich davon ab, daß die Organe, durch welche wir athmen, auch richtig funktionieren. Wir müssen also unsere Lungen in gesundem Zustande zu erhalten suchen. Vielen wird aber gewiß unbekannt sein, daß wir auch durch die Haut eine nicht unbedeutende Menge ein- und ausathmen. Wenn durch irgendwelche Einflüsse ein großer Theil der Hautoberfläche zerstört wird, durch Verbrühen oder Verbrennen, so tritt, auch wenn die inneren Organe unverletzt geblieben sind, der Tod ein und zwar in Folge von Erstickung, indem die Lungen allein nicht im Stande sind, den gesammten Gaswechsel zu bewältigen. Es ist daher auf die Pflege der Haut große Sorgfalt zu verwenden; das öftere Baden ist kein Luxusbedürfnis, sondern zur Verhütung von Lungenkrankheiten ein nothwendiges Erfordernis. Die Hautporen, durch welche die Perspiration bewirkt wird, müssen stets offen gehalten werden, und wo daher die Berufsthätigkeit dieselben durch starken Schweiß oder Staub besonders leicht verstopfen läßt, muß für eine vermehrte Reinhaltung des Körpers Sorge getragen werden. Unentgeltliche Badeanstalten für Sommer und Winter sind eine dringende Forderung der öffentlichen Gesundheitspflege. Bis jetzt finden sich nur an einigen Orten unentgeltliche kalte Bäder; das Reichsgesundheitsamt könnte hier also eine sehr erprießliche Thätigkeit entfalten.

Der zweite wichtige Punkt ist der, daß wir die Luft auch in richtiger Zusammensetzung athmen. Diese finden wir jedoch an bewohnten Orten selten. Denn Menschen, Thiere und Pflanzen athmen nicht nur Luft ein, sondern auch aus, und zwar eine wesentlich anders zusammengesetzte. Die ausgeathmete Luft der Menschen und Thiere enthält zwar dieselbe Menge Stickstoff, aber nur 16 Prozent Sauerstoff und bedeutend mehr Kohlenäure, nämlich 4,3 Prozent. Durch Athmen in demselben Lufttraum wird daher die Luft fortwährend verändert d. h. verschlechtert. Denn unsere Organe sind einmal den bestehenden Verhältnissen angepaßt und jede Veränderung der Luft bewirkt eine schädliche Störung in der Thätigkeit der Organe. Wir haben gesehen, daß wir ebensoviele Stickstoff aus- wie einathmen; derselbe spielt also nur eine passive Rolle, und man glaubt, daß er den Sauerstoff gleichsam verdünt und dadurch die Verbrennung verlangsamt. Doch gehen die Ansichten hier sehr auseinander. Von dem Sauerstoff dagegen werden 4 Prozent zur Drydation verbraucht und weniger ausgeathmet, dafür aber 4 Prozent Kohlenäure mehr. Athmet man also in einem geschlossenen Raume längere Zeit, so wird zuletzt kein Sauerstoff und sehr viel Kohlenäure darin vorhanden sein. Wir sagten aber schon, daß jede Veränderung in der Zusammensetzung der Luft auch eine veränderte Thätigkeit des Organismus bedingt. Sind anstatt der ursprünglichen 20 Prozent nur 7 Prozent Sauerstoff in der Einathmungsluft enthalten, so treten ernstliche Störungen ein, bei 3 Prozent erfolgt der Tod. Von Kohlenäure verursacht schon 1 Prozent Mißbehagen, 0,1 Prozent ist nach Bettendorfer die Grenze zwischen guter und schlechter Luft, 10 Prozent führen den Tod herbei. Die betäubende Wirkung der Kohlenäure hat schon mancher erfahren, der unvorsichtig in einen Gährungs Keller hinabstieg. Auf ihr beruht auch die bekannte Erscheinung in der Hundsgrotte zu Neapel, in welcher Hunde sofort sterben, Menschen und größere Thiere dagegen nicht. Es erklärt sich dies dadurch, daß die dort dem Boden entströmende Kohlenäure sich in Folge ihrer größeren Schwere unten ansammelt und von kleineren Geschöpfen eingeathmet werden muß, während an höher liegende Athmungsorgane die Kohlenäureschicht nicht heranreicht. Wie gefährlich ausgeathmete Luft werden kann, zeigt eine Episode aus dem indischen Kriege. Im Jahre 1756 ließ nach Eroberung des Fort William der Nabob von Bengalen am 20. Juli Abends 8 Uhr 146 gefangene Engländer in ein 18 Kubikfuß großes Zimmer werfen. Den andern Morgen waren 123 gestorben.

Wenn nun aber so viel Kohlenäure ausgeathmet wird, wie ist es denn da möglich, daß wir noch existiren? Es müßte ja schon aller Sauerstoff verbraucht sein! Gewiß wäre dies der Fall, wenn nicht die Natur hier helfend einschritte. Wie nichts dauernd ist in ihr, so geht auch nichts verloren, alles befindet sich in einem ewigen Kreislauf der Umwandlung in neue Formen und bedingt sich gegenseitig. Die Kohlenäure, welche Menschen und Thiere ausathmen, athmen die Pflanzen ein und den Sauerstoff, welchen wir einathmen, athmen sie aus. Die Pflanzen sind also die Wiederhersteller der normalen Luftzusammensetzung. Daher ist die Waldesluft so rein und wohlthuend für eine kranke Brust, denn sie enthält viel Sauerstoff und wenig Kohlenäure. Mit Recht hat man daher auch empfohlen, Pflanzen in bewohnten Räumen zu ziehen, um die Luft zu verbessern. Leider ist jedoch diese luftverbessernde Thätigkeit der Pflanzen in den Zimmern nicht sehr bedeutend. Denn die Aufnahme der Kohlenäure und Ausscheidung des Sauerstoffs geschieht nur von den Blättern im direkten Sonnenlicht. Es müßten also sehr viele stark belaubte oder mit großen Blättern versehene Gewächse bei guter Beleuchtung aufgestellt sein. Dies ist aber in Wohnzimmern, die nie Ueberfluß an Raum und Licht haben, nicht gut möglich. Ferner ist die durch das Verpflanzen in Töpfe veränderte Ernährung nicht ohne Einfluß auf das richtige Funktioniren der Blattoorgane. Jedoch bieten sie immerhin ein Hilfsmittel, die Luft in den Wohnräumen zu verbessern und es empfehlen sich besonders große Blattpflanzen, wie Begonia- und Muskaarten dazu. Blühende Pflanzen können durch den ausströmenden Geruch betäubend wirken. Nachts sind sie, wie alle andern, auf keinen Fall im Schlafzimmer zu dulden, da sie Nachts ebenfalls Kohlenäure aus- und Sauerstoff einathmen. Daher ist des Nachts im Walde eine solche drückende Luft, ebenso strömt auch eine solche uns entgegen, wenn wir des Morgens in ein Gewächshaus treten. Wichtiger und einflußreicher auf die Verbesserung gebrauchter Luft als die Pflanzen sind die Ventilation und die Desinfektion. Auf beide wird aber heut noch wenig Rücksicht genommen. Eine annähernd gute Ventilation findet man meist nur in Theatern und Restaurationen, wo die Luft ohne dieselbe unerträglich sein würde und desinfiziert werden nur die Kloaken und auch diese oft nur dann, wann eine Epidemie im Anzuge ist. Einrichtungen zur Ventilation der Wohnräume, besonders der Schlafzimmer, sind noch nicht eingeführt. Jeder fühlt, daß die sogenannte Bureauluft und der Dunst der Schlafzimmer ungesund ist, zu einer vernünftigen Abhilfe wird aber noch nichts gethan. Ein ventilirender Luftstrom ist jedoch dringend nothwendig, denn wir athmen nicht nur die schädliche Kohlenäure aus, sondern durch die Haut verdunsten noch andere Gase, wie Ammoniak, Schwefelwasserstoff und Harnstoff, die zersekend auf das Blut und in Folge dessen geradezu giftig wirken. Diese letzteren besonders müssen aus der Athmungsluft entfernt werden und zwar dort, wo die Ventilation nicht ausreicht, durch Desinfektion.

Bei manchen Beschäftigungsarten entwickeln sich in Folge der Arbeit selbst ungesunde Gase, bei andern wird durch Zusammenarbeiten vieler Personen in einem Raume die Luft verschlechtert. In allen diesen Fällen thut Abhilfe dringend Noth. Solange keine Ventilationsvorrichtungen vorhanden sind, muß man sich den Luftwechsel dadurch zu erzeugen suchen, daß man die Fenster so viel wie möglich öffnet. Im Winter und bei feuchter Witterung ist dies freilich eine mißliche Sache, jedoch ist es selbst dann besser, auf Kosten von Wärme des Morgens die Fenster zu öffnen, als tagelang in geschlossenem Raume die verdorbene Luft sich ansammeln lassen. Auch dadurch, daß man die Oefen thüren öffnet, kann man einen Luftstrom herstellen. Auf jeden Fall ist es wünschenswerth, daß die Zimmer mit Ventilationsvorrichtungen versehen werden. Ein Abzug an der Decke, welcher mit dem Schornstein in Verbindung steht, ließe sich überall anbringen und ist für Arbeiterwohnungen, welche, klein an Raum, viele Menschen beherbergen, ein dringendes Bedürfnis. Das Öffnen der Fenster aber ist nicht immer möglich — wie bei Krankheitsfällen. Hier muß dann die Desinfektion die Luft zu verbessern suchen. Dies kann sie einestheils dadurch, daß sie die schädlichen Bestandtheile zerstört. Es geschieht dies am besten durch Verdampfen von Essig oder mittels Carbonsäure, die man an Kalk gebunden als Pulver austrent. Doch sind diese Desinfektionsmittel, ebenso wie Chlor und Theerdämpfe in bewohnten Räumen nicht gut anwendbar, da sie auf die Lungen reizend wirken.

(Fortsetzung folgt.)

# Die deutsche Spracheinigung in der neueren Zeit.

Von M. Wittich\*.)

Die Sänger der ersten Blutheperiode deutscher Literatur waren verstummt, das Ritterthum, welches wie Parzival begonnen hatte, um wie Tristan zu enden, war verfallen. Wieder trat eine allgemeine Sprachzerplitterung ein, jeder sprach und sang wieder in lokalen Tönen und Lauten: die großen Stoffe waren erschöpft und das Interesse an ihnen erloschen, die Form ward immer gleichgiltiger behandelt, und die an Stelle der ritterlichen Sänger tretenden Meisterlanger mit ihren Regeln und Tabulaturen machten die Poesie zu einem bloßen Handwerk; aber bald fand sich in der „schwarzen Kunst“, die der Deutsche Gutenberg erfand ein neues kräftiges Bindemittel. Lange zwar zeigen die Bücher verschiedener Druckorte sehr starke sprachliche Verschiedenheiten. Vielleicht hätte die große Verbreitung der Druckschriften durch fast alle deutschen Lande von selbst und allein wieder eine Spracheinigung hervorgerufen, aber es sollte noch einmal eine große Bewegung die Geister anfrutteln und sie anspornen zu erhöhter Regsamkeit.

Eine neue Zeit war heraufgekommen über unser Vaterland. Die Erfindung des Schießpulvers hatte dem Ritterthum endgiltig den Todesstoß versetzt. Eine neue Gesellschaftsgruppe, das Bürgerthum, war schon lange ans Licht getreten und wuchs immer mehr an Bedeutung. Ein neuer fruchtbarer Gewitterregen entlud sich über Deutschland: die Reformation. Es ist hier nicht der Ort, geschichtlich Entstehung und Verlauf derselben zu erörtern. Da wir es nur mit der sprachlichen Seite des Lebens jener Tage zu thun haben, sei erwähnt, daß unter den verschiedenen Dialecten jetzt das Mitteldeutsche unter dem Namen der oberlassischen oder menischen Mundart die Hauptrolle übernahm.

Hier ist nun der Ort, wo Luther's Thätigkeit auf diesem Gebiete etwas näher ins Auge zu fassen ist. Die Urtheile über seinen Charakter und die Rolle, die er in der Geschichte gespielt hat, laufen ganz bedeutend weit auseinander, wie es die Natur der Sache mit sich bringt, ja sie stehen sich meist einander gradezu anschliefend gegenlassig gegenüber. Die Zeitgenossen Luthers sowohl, wie die meisten seiner Lebensbeschreiber zerfallen in absolute Verehrer und absolute Gegner: seine damaligen Gesinnungsgenossen und Glaubensbrüder verehrten ihn als den „Mann Gottes“ schlechthin, während seine katholischen Gegner in ihm natürlich einen ubermithigen Narren, ja den Beelzebub selbst sahen. Die Wahrheit dürfte hier, wie bei allen derartigen Streitfragen auf keiner der beiden entgegengesetzten Parteien, sondern grade in der Mitte zu suchen und zu finden sein. Wenn man das revolutionäre Element, welches sich gegen die von Rom ausgehende Geistesnechtung aufbäumt, voll und ganz anerkennen und würdigen muß, kann man doch andererseits nicht leugnen, daß der Mann, der im Bauernkrieg 1525 den Fürsten rieth, die Aufrührer todzuschlagen wie die tolln Hunde, der empfiehlt, auf Befehl der von Gott eingesetzten Obrigkeit wider seine Vernunft zu glauben, daß zweimal zwei fünf ist, — entweder ein sehr enger Kopf oder ein stark machiavellistisch angelegter Charakter in seinen politischen Akten und Aeußerungen war. Mit diesen Dingen haben wir es jedoch hier nicht zu thun; wir behandeln den Uebersetzer, Publizisten und Sprachbildner Luther, der nur sein D. M. L. (Doktor Martin Luther) auf den Titel seiner Traktate und Flugschriften zu setzen brauchte und damit jedem lesenden Deutschen jener Tage seine Autorschaft zur Genüge angezeigt hatte. Und dem Schriftsteller Luther müssen wir ein auerst hohes Verdienst um unsere Literatur und besonders um unsere einheitliche Sprache in ihrer neuhochdeutschen Gestalt zugesprechen.

Seidanus, der Zeitgenosse und erste Geschichtsschreiber der Reformation, lässt sich höchst anerkennend über Luther's Sprache vernehmen: er habe zu dem tüchtigen Sinne stets das treffende Wort gefunden, ein seines Kunstgefühl an den Tag gelegt und die deutsche Sprache auch glücklich bereichert. Die meisten Schriftsteller jener Zeit, selbst die Verfasser von Streifschriften gegen Luther konnten sich auch dem ubergewaltigen Einfluß der Sprache ihres Gegners nicht entziehen; da sie in ebenso weiten Kreisen, wie dieser, gelesen und verstanden sein wollten, mußten sie wohl oder übel betreffs der Sprache den von Luther so glücklich gefundenen und eingeschlagenen Weg betreten. Dafür diene als

Beleg, daß die Jesuiten, gewiß die erbittertsten Gegner alles dessen was von Luther kam, in ihren Schulen im deutschen Unterricht schon im 16. Jahrhundert die 1578 verfaßte Grammatik des Johann Clajus zu Grunde legten. Der Titel, welcher ursprünglich (lateinisch) lautete: „Deutsche Grammatik des Magister Johannes Clajus aus Hirzberg, aus den Bibeln Luthers und seinen anderen Schriften zusammengestellt,“ wurde freilich dahin geändert, daß der Luther wegblieb; das Lehrbuch blieb in den Jesuitenschulen in Gebrauch bis ins 18. Jahrhundert hinein.

Zuerst ward Luther bewußt als Autorität in sprachlichen Dingen aufgestellt (1531) von dem Schlesier Fabian Franck, der ein grammatisches Werk verfaßte mit dem Titel „Teutscher Sprach Art und Eigenschaft, Orthographie, gerecht und buchstabig Teutsch zu schreiben.“ Besonders bedeutend ist für uns dieses Werk, weil darin zum ersten male die Schriftsprache den Mundarten scharf gegenüber gestellt wird. Der Verfasser lehrt, zu einer „rechtsförmigen teutschen Sprache“ gehöre nicht nur das Meiden von Provinzialismen, d. h. mundartlichen Eigenthümlichkeiten und Auswuchen in Wortform und Satzfung, sondern man müsse auch immer anerkannte Muster vor Augen haben und als solche stellt er hin „Kaiser Maximilians Cantzlei und dieser Zeit D. Luthers Schreiben.“

Ganz verkehrt wäre es, zu glauben, Luther habe sich eine ganz absonderliche Sprache aus eigener Machtvollkommenheit geschaffen; am schlagendsten sprechen dagegen zwei bekannte Aeußerungen von ihm selbst. In den „Tischreden“ bemerkt er gelegentlich ausdrücklich: „Ich habe keine gewisse sonderliche eigene Sprache im Deutschen, sondern brauche der gemeinen deutschen Sprache, das mich beide Ober und Niederländer verstehen mögen. Ich rede nach der sechsischen Cantzley, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige im Deutschland. Alle Reichsstedte und Fürstenhöfe schreiben nach der Sechsischen und unseres Fürsten Cantzley. Darumb ist auch die gemeinste Deutsche Sprache. Kaiser Maximilian und Churfürst Fridrich, Herzog zu Sachsen haben im Römischen Reich die deutschen Sprachen also in eine gewisse Sprache gezogen.“ Mit welchem Recht er Friedrich den Weisen nennt, steht noch dahin; daß aber der auch literarisch thätig gewesene Maximilian genannt wird, hat seinen guten Grund in der grellen gegenlasslichen Stellung, welche dessen Nachfolger Karl V. zur deutschen Sprache einnimmt. War es doch dieser „Karl der Hispanier“, wie ihn die Deutschen nannten, der die schrecklichste Verwelschung über unsere Muttersprache heraufbeschwor, er, der erklärte, deutsch rede er mit seinem Pferde! Freilich fragt sich, ob er auch nur so viel Deutsch konnte, da seine Kenntnisse auf diesem Felde nur aus aufgeschnappten Brocken der garstigen Brabanter Mundart bestanden haben dürften, welchen Schatz er auf den Straßen seiner eigentlichen Residenz und Reichshauptstadt „Bruxelles“ (Brüssel) erworben hatte. Seine private und geschäftliche Correspondenz führte er lateinisch, spanisch, meist französisch, nur seine „lieben Vetter und Gefreunde“, die Melenburgischen Herzöge beglückte er mit Handschreiben in der Sprache, deren er sich im Umgang mit seinem Pferde bediente, vielleicht nicht ohne damit anzudeuten, daß sie ihm auch auf einer dementsprechenden Werthstufe stehend erschienen. Thatsächlich hat dieser Karl ja auch keine einzige der großen Hoffnungen erfüllt, welche ganz Deutschland bei seiner Wahl auf ihn gesetzt hatte.

Die andere Bemerkung Luthers, welche uns Licht gibt für dessen Sprachbehandlung, findet sich in dem „Sendbrief vom Dolmetschen“, von der Uebersetzerkunst. Ein wichtiger Zug ist es, daß er die lebende Sprache, wie sie auf dem Markte und in den Straßen an sein Ohr schlug, zu Rathe zog beim Uebersetzen und aller schriftstellerischen Thätigkeit, sowie auch beim Predigen. Darüber sagt er: „Man muß nicht die Buchstaben in der Lateinischen Sprachen fragen, wie man soll Deutschen reden, das thun die Buchstabillisten, sondern man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markt darumb fragen, vnd selbigen auff das Maul sehen, wie sie reden vnd darnach dolmetschen, so verstehen sie es dann vnd merken, das man deutsch mit inen redet.“

(Fortsetzung folgt.)

\*) Diese Abhandlung knüpft an eine Arbeit desselben Verfassers an: „Ueber die deutsche Spracheinigung bis zum Mittelalter“, welche sich in den letzten Heften des eben beschlossenen Jahrgangs befindet.

## Auf einem New-Yorker Heirathsbureau.

Sittenbild aus einem freien Lande mit göttlicher Weltordnung von A. Otto-Walker.

Es war an einem jener gluthberfüllten Sommertage, die man so gern im schattigen Wald, an der kühlen Quelle beim Säuseln des Westes durch die hohen Baumwipfel in sinnigem Träumen verbringt, die aber fast unerträglich sind in den dumpfigen Straßen einer Riesenstadt mit engzugesammeltebauten Häusermassen. Wie leicht man immerhin die Stubenkleidung gewählt, die Wärme zieht doch die besten Körperflüssigkeiten durch die weitgeöffneten Poren, die Sehnen werden schlaff, die Nerven matt oder gereizt, und schließlich wird Lesen und Schreiben, ja selbst das beharrliche Denken nach einem Ziel trotz aller heldenhaften, durch lange Übung unterstützten Anstrengung unmöglich. Solches Klima macht träge Leute, es erweicht auch die festesten Grundsätze. Das Klima im alten Italien zur Römerzeit muß rauher gewesen sein, sonst hätte es keinen Cato, keinen Brutus, keine Stoiker gegeben, auch heute lebt in Griechenland keine Spartaner mehr.

Nun, meine deutsche Natur mit allen Anlagen zum Stoicismus oder Spartanerthum schmolz auch an jenem Sommertage; ich fing an zu begreifen, warum es in Neapel so viele Lazzaroni und in Amerika so viele Loafers (Bummler) gibt. Ich warf den „Herald“, das New-Yorker Philisterblatt, an dem ich mich nun seit drei Stunden abgequält, ohne über die erste Seite hinwegzukommen, bei Seite, und schlenderte nach Union Square, dem prachtvollen mit Anlagen und Bildsäulen ausgestatteten Mittelplatz zwischen der unteren und oberen Stadt, auf dessen Bänken viele müde Erdenpilger, die vielleicht für die Nacht kein Obdach gehabt, jetzt sanftschlummernd dieser schönen Erde schredenvolles Weh auf kurze Zeit vergaßen, bis ein der Wirklichkeit entsprungenes Traumbild sie zu dem blassen grauen Tagesleben zurückdrückte. Hier und da erschien ein Organ der göttlichen Bourgeoisordnung und weckte seinerseits, indem er einen solchen Armen mit dem Fuße gegen die ausgestreckten Füße stieß. Ein recht brutales Mittel in der That und würdig dieser Bourgeoiscivilisation.

Was meine Aufmerksamkeit aber alsbald ausschließlich in Anspruch nahm, war ein Paar, welches auf den ersten Blick zwei Gegenätze im sozialen Leben zu repräsentiren schien, ein Knabe von etwa 12 Jahren, schwächlich, blaß und in zerrissener Kleidung mit einem Wischkasten unter dem Arme, und ein junges Mädchen mit fein geschnittenem Gesicht, roßigen Wangen und einem prächtig blonden, reich und ungefleht herabfließenden Haar. Sie trug ein elegantes weißes Strohhütchen, und ein weißes, rothverziertes Gazelleidchen umhüllte eine noch ziemlich unentwickelte, aber durch die Harmonie der Glieder untadelhaft erscheinende Gestalt. Beide waren in einem sehr lebhaften Gespräche begriffen, und es war merkwürdig zu sehen, wie der kleine Schuhputzer fast das Wesen eines zurechtweisenden Vaters und das Mädchen, das doch gewiß drei Jahre älter als er, die Miene eines sich entschuldigenden Kindes hatte. Sie gingen dicht an mir vorbei, kehrten bald darauf wieder um, und ich konnte aus den leise geflüsterten Worten entnehmen, daß es sich um brüderliche Ermahnung und schweizerliche Entschuldigung handelte. Kurz nachdem sie das zweite Mal an mir vorbeigegangen, trennten sie sich auch ziemlich kurzangebunden, das Mädchen nahm die Richtung nach der oberen Stadt, der Knabe kam wieder des Weges nach meiner Bank, und als er gerade bei mir angelangt, warf er einen Blick, wie man ihn bei Forschern und Entdeckern nicht scharfer durchdringend und übersichtlicher finden kann, auf meine Stiefeln und fragte, indem er den Zeigefinger auf die in seinen Augen verschönerungsbedürftige Fußbekleidung richtete:

„Shine?“

Schein, Glanz muß ein Gentleman in Amerika wenigstens auf seinen Stiefeln aufweisen, dann vergibt man ihm auch einen fettigen Hut, ausgerissene Armlöcher und in Franzen endende Hosen. Im prächtigen Union Square werden viele Stiefeln gewischt, das ist so Sitte in einem Lande, in welchem weder eine Hausfrau, noch die männliche Hausfrau des Hotels, der Hausknecht, die Schuhbürste zu handhaben pflegt. Ich nickte und ließ den Kleinen gewähren, der sich alsbald mit großer Emsigkeit und Sorgfalt an die Arbeit machte.

„War das nicht deine Schwester?“ fragte ich den Kleinen.

„Yes Sir, that was my sister.“ (Ja, Herr, das war meine Schwester.)

„Wo ging sie hin?“

„Ich will es Ihnen nicht sagen!“

Das war das erste Mal während meines Aufenthalts in dieser Stadt, daß ich statt einer ausweichenden Lüge eine kurze, bündige Zurückweisung meiner Neugier erfuhr. Der Kleine fing mich an zu interessiren, er sah so intelligent aus und mußte seine schöne Jugendzeit, die zu einer gewiß fruchtbaren Ausbildung bestimmt war, im dürftigen Broterwerb und zwischenliegender Müßiggangerei verbringen. Solche Blumen läßt der goldgierige Bourgeoisstaat achlos wild blühen und verwelken, ihm ist die Menschheit nichts als ein Feld für seinen Raubbau und die Einzelnen sind ihm gar nichts.

Und während ich, halb noch meine Gedanken auf dem Knaben und halb schon auf solchen Betrachtungen verweilen ließ, sah ich ein Zeitungsblatt aus der Tasche meines zeitweiligen Dieners hervorlugen.

„D gib mir die Zeitung, die Du in der Tasche hast,“ sagte ich ihm.

„Sie ist nichts für Sie,“ meinte er zögernd.

„Gut, ich will sie aber sehen.“

Behorsam reichte er sie mir hin. Es war ein Blättchen von 4 Seiten, betitelt: „Glückliche Ehen!“, elegant auf gutem, starkem und weißem Papier gedruckt.

Welche Aussichten gab es darin für irgend einen bemittelten oder unbemittelten Junggesellen oder Wittwer!

Schönheit, Liebenswürdigkeit, Reichthum, muntere Laune, sorgsame Pflege, stille gemüthliche Häuslichkeit, alles was die Menschen bei Eingehung einer Ehe wünschen und bedürfen, war da auf dem Markt für irgend welchen Käufer, für irgend welche Käuferin in Hülle und Fülle ausboten. O die glückliche Menschheit, der alles Glück so auf dem Präsentirteller entgegengetragen wird!

Und glückliche Ehen verheißt dieses Blatt; das ist das seltsamste in einer Welt, die kaum eine glückliche unter 10 Ehen aufzuweisen hat.

Ich ließ meine Blicke über die Spalten des Blattes langsam und bedächtig gleiten, sah darin, daß auch für menschliche Wesen „gefehten“ und „reiferen“ Alters vorgesorgt war, und ich hatte dabei gar nicht Acht darauf gehabt, daß mein kleiner Stiefelputzer schon längst mit seiner Arbeit zu Ende und nur auf seine Bezahlung und Rückgabe seines Blattes „Glückliche Ehen“ wartete. Ich wurde dessen erst gewahr, als ich einen anderen jungen Mann herantreten sah, der meinen Kleinen mit den Worten anredete:

„Halloh, Henry, wo ist Deine Schwester, wo ist Lizzie?“

„Sie ist gegangen,“ erwiderte der Kleine traurig.

„Ist sie dahin gegangen, nach dem Bureau?“ fragte der Andere, ein junger Arbeiter in ärmlicher aber sauberer Kleidung.

„Ja, sie ging, sie ließ sich nicht abhalten.“

„D ich Unglücklicher, mein ganzes Leben ging mit ihr,“ stöhnte der junge Mann, und ich sah wirkliche, ächte Thränen an seinen Wangen herabfließen. „Das kostet mir das Leben, ja, das kostet mir das Leben, sag' es ihr, Henry, sie und du, ihr beide werdet mich niemals wieder sehen.“

„Niemals?“ fragte der Kleine mit weinerlicher Stimme.

„Nein, niemals. Ich kann es nicht tragen, ich kann es nicht überstehen. O, diese Welt, ein Paradies für die Reichen, eine Folterkammer für die Armen.“

Der junge Mann wandte sich zum Gehen, um irgend einem düsteren Ende frühzeitig entgegenzuweichen. Ich aber erhob mich lebhaft und rief ihm zu:

„Warten Sie einen Augenblick!“

„Was wünschen Sie, mein Herr?“ fragte der junge Mann fast ärgerlich.

„Wo wollen Sie jetzt hingehen?“

„Das ist wohl meine Sache?“

„Zunächst ja, aber es ist auch eine Sache, die mich interessirt. Ich meine es gut mit Ihnen.“

Ein mißtrauischer Blick auf mich war die einzige Antwort.

„Komm her, Henry,“ fuhr ich unbeirrt fort, mich an den Kleinen Stiefelputzer wendend. „Vorerst nimm hier die 10 Cts.“

für deinen Dienst und hier dein Heirathsblatt. Jetzt sage mir, liebt nicht der junge Mann hier deine Schwester, die eben noch mit dir zusammen war und nach dem Heirathsbureau ging?"

Der Knabe sah mich ganz verduht an und blickte dann nach dem jungen Mann, der schnell die Hand fallen ließ, die er zum mahnenden Zeichen des Schweigens an seinen Mund gebracht hatte.

"Noch einmal, kommen Sie hierher zu mir," bedeutete ich den Mißtrauischen, und jetzt folgte er wirklich.

"Sie lieben," fuhr ich ruhig fort, "das hübsche Mädchen, die Schwester dieses Knaben. Sie ist jedenfalls arm, wie Sie es auch sind, sie wünscht ihre arme Familie, vielleicht eine kranke Mutter oder einen arbeitslosen Vater irgendwie aus ihrem Elend zu erlösen. In diesem löblichen Streben ist sie den Schlingen eines Heirathsbureau's verfallen und Sie grämen sich mit Recht darüber."

"Wer hat Ihnen denn das alles erzählt? Henry solltest Du . . ."

"Ich habe gar nichts gesagt, als daß Lissie meine Schwester," betheuerte die Kleine.

"Ich brauche so etwas nicht zu hören, ich kann das sehen, jeder Mensch, dessen Augen offen für seine Mitmenschen, kann so etwas sehen. Und nun hören Sie mich, ich will etwas für Sie und für dieses arme Mädchen thun. Zwischen 12 und 1 Uhr Mittags können Sie mich morgen und irgend einen andern Tag sehen, und ich hoffe Ihnen gute Botschaft bringen zu können."

"O, mein Herr," rief der junge Mann, indem er meine beiden Hände ergriff und sie leidenschaftlich drückte. "Ich vertraue Ihnen, Sie sehen vertrauenswürdig aus; Sie würden Niemanden täuschen."

"Nein, seien Sie dessen versichert. Leute, die aufs Betrügen ausgehen, sehen anders aus. Aber weshalb sollte man Sie auch betrügen."

\* \* \*

Eine schönere Gelegenheit, etwas Gutes zu thun und außerdem dieser Weltstadt eine neue Seite abzugewinnen, konnte ich wohl schwerlich finden, und so sah ich mir nochmals die Adresse des Bureau's, von der das Blatt ausging, an und ging direkt auf mein Ziel los.

Das Haus glich ganz dem feinen Aussehen des Blattes, es war ein geschlossenes Haus, und am Basement (Souterrain) Fenster las man nur in Goldschrift das Wort: Office. So halten es die geachteten Advokaten und Doktoren, die nicht nach neuer Kundschaft fragen. Ich ging direkt auf mein Ziel los und wurde auf mein Klingeln ohne Weiteres eingelassen und in das Sprechzimmer geführt, dessen Teppiche, Möbel, Spiegel und Bilder zwar nicht den ausgefeiltesten Geschmack, aber doch die Sucht zu glänzen bekundeten. Ich ließ mich in einen Rocking-Chair (Wiegestuhl) mit weichem Sitz- und Rückenpolster nieder und überdachte nochmals meinen Feldzugsplan, den ich infolge des hier gewonnenen von dem, den ich erwartet, verschiedenen Eindrucks modifizierte.

"Mit wem habe ich die Ehre?"

Diese Frage riß mich aus meinem Gedankengewebe in die Wirklichkeit, aber ich kann sagen, ich war sehr enttäuscht. Ich hatte mir einen älteren, ehrwürdig aussehenden Gentleman, der zu dieser Umgebung paßte, vorgestellt und fand nun das Urbild eines vierschrotigen Bauers, der sich mit seinem Fonds von Pfliffigkeit im Stadtleben zurechtgefunden hat. Ein fettes rothes Gesicht, Hände, wie Fensterladen groß, Elefantensfüße, aufrechtstehende Schweinsborsten auf einer Stirn, von der sich bereits die Haare schamvoll zurückziehen begannen, fettglänzendes Gesicht mit stark geformter Unterkiefer und viel Ringe neben einer dicken Goldkette. Dieses Individuum hatte nach der kurzen Fragstellung alsbald auf einem Armstuhl mir gegenüber Platz genommen und die dicken Hände auf einem respektablen Bauche gekreuzt.

Dieser Person gegenüber ging ich gerade aufs Ziel los, ich erklärte, daß ich hier zu dauerndem Aufenthalt mich niedergelassen und eine Häuslichkeit haben wollte, weshalb ich aus Mangel an Gelegenheit zu Damenbekanntschaft mich an dieses Bureau gewendet, das mir durch einen Bekannten, der mir das Blatt gegeben, empfohlen worden.

Der Mann hörte mich mit sichtlich Befriedigung an und begann dann nach meinen Lebensverhältnissen zu fragen. Da ich keinen Grund zur Heimlichkeit hatte, sagte ich ihm so viel als er zu wissen brauchte, und als ich ziemlich mit meinen Eröffnungen zu Ende war, that er sich im Hintergrunde ein Teppichvorhang und

eine in Seide gehüllte Dame von kleinem hageren Wuchs und mit schon ergrauendem Haar trat ein. Sie trug eine Brille auf ihrer gebogenen Nase, die mich sogleich an das alte Testament erinnerte, und ich kann sagen, ich sah nie ein so frappant verkörpertes Fragezeichen.

Dieses Wesen stellte mir der Mann als seine Frau vor, und er entschuldigte sich bald darauf für sein Fortgehen mit der Ausflucht, daß er ein wichtiges Geschäft vorhabe.

An seiner Stelle nahm die Dame Platz und begann mich von neuem zu befragen. Schließlich erhob sie sich mit der Versicherung, daß meinen Wünschen vollkommen entsprochen werden würde, daß ich aber vorläufig 25 Dollars zu erlegen hätte.

Ich übersah sofort die ganze Situation, nahm mein Taschennotebuch heraus, zeigte ihr, daß ich mehr als diese Summe besäße, und sagte ihr dann kurz und bündig, daß ich New-York gut genug kenne, um nicht so ohne weiteres für etwas noch ganz Ungewisses große Kosten zu riskiren, daß ich schon sehen würde, wenn man meinewegen irgend welche besondere Unkosten haben sollte, bei welchen Gelegenheiten ich es nicht an prompter Erstattung fehlen lassen würde u. s. w. Der Dame schien in der That die fabelhafte Fähigkeit, ihre Nase länger oder kürzer, je nach ihrem Empfindungen wachsen machen zu können, innewohnen, oder täuschte mich mein Auge? Im Uebrigen verriethen ihre Mienen keinen Aergerniß, kein Gefühl des Enttäuschtseins, im Gegentheil glättete sie die Falten ihrer Stirn so leicht, wie die Falten ihres schwarzseidenen Gewandes auf ihrem Schooße und meinte:

"Ganz wie es Ihnen konvenirt; wir betrachten Sie als einen Gentleman, dem man trauen kann. Sie werden mich nun einen Augenblick entschuldigen, wir haben jetzt augenblicklich viel zu thun, weil das Geschäft blüht. Bitte, nehmen Sie einstweilen dieses Album, es ist das Album unserer Kunden, Sie können Ihre Auswahl treffen. Wenn Sie nach Geld sehen, so können Sie die Summe, die die Dame schwer ist in der linken Ecke oben angemerkt finden."

Ich hatte das reichlich mit Photographieen angefüllte Album schnell überblättert und meinte, indem ich bei dem Bildniß jenes hübschen blonden Mädchens verweilte, sorglos:

"Ich wähle lieber eine bemittelte, als eine unbemittelte Dame, wenn mir aber eine besonders gefällt, wie z. B. dieses reizende Gesichtchen, so bin ich auch in der Lage von einem Heirathsgut absehen zu können."

Die Dame hatte einen raschen Blick auf das Bild geworfen und bemerkte:

"Dieses Mädchen können Sie bei uns sehen; wenn Sie wollen, noch diesen Mittag in unserem Boardinghaus."

"O, Sie haben ein Boardinghaus?" frag ich, die Ohren spitzend.

"Sie begreifen, daß wir in unserem Hause nicht so viel Gesellschaft und Besuche haben können, wie es unser Geschäft mit sich bringt, man muß aufs Renommée halten. In unserem Boardinghaus aber kann man die Gesellschaft sehr bequem bei offener Tafel mit einander bekannt machen. Wir halten guten Tisch und verlangen nicht mehr, als anderswo. Sie entschuldigen mich."

"Dieses Boardinghaus muß ich unter allen Umständen sehen," dachte ich, und blätterte wieder in dem Album, die oft sehr frappanten und meist wenig interessanten Gesichter studierend, bis mir doch die Zeit zu lang wurde. Ich ergriff meinen Hut und ging nach der Halle, in welcher ein junger Mann mir die Thür zuvorkommend öffnete und mir dabei einen Zettel in die Hand gab. Als ich auf der Straße war, sah ich mir den Zettel an. Es war eine Empfehlung des Boardinghaus mit Preisliste für Speisen und Getränke! Die Zeit schien mir gerade passend, denn es war bereits 12 Uhr und ich verspürte lebhaften Appetit.

Das Boardinghaus war in der Hauptgeschäftslage New-Yorks, in der unteren Stadt, down town\*), wie sie es nennen, gelegen. Ich schlenderte langsam dem Orte zu und betrat in dem bezeichneten Hause ein sehr komfortable eingerichtetes Speisezimmer im Basement, welches mir, nachdem ich die Glocke gezogen, ohne Weiteres geöffnet wurde.

Nun gebe mir die eine der neun Mäusen einen Pinsel, diese Gesellschaft zu malen! Es waren etwa 20 Gäste weiblichen und männlichen Geschlechtes in dem angenehmen Alter von 17—57 Jahren. O, vielleicht war der Herr an der Spitze der Tafel mit der braunen Perrücke, unter welcher die weißen Haarspitzen hervor-

\*) Down town, spr. daun taun, wörtlich: nieder die Stadt.

lugten, noch um ein Dezennium älter. Aber was thut's! jedenfalls war er mit seinem gutmüthigen Lächeln und seinem gefälligen Schwagen der unterhaltendste Tafelgast. Man nahm, wie hier in diesem Lande es der „Stil“ verlangt, nicht viel Notiz von mir, nur der Aufwärter deutete auf einen leeren Platz, auf welchem ich zwischen einer Dame von einigen dreißig und einer von einigen zwanzig Jahren Platz nahm. Die Dame zu meiner Rechten war blond, die zu meiner Linken braun, die erstere ziemlich wohlbeleibt, die andere um so hagerer. Kurz, mein Geschmac mochte sein, welcher er wollte, es war mir Genüge geschehen. Um in einer solchen Gesellschaft sattelfest zu werden, muß man seinen Nachbarinnen gegenüber ein unterhaltender und fast wie von ein bißchen Zuneigung für sie angehauchter Gesellschafter sein, somit verzichtete ich vorerst auf das Anknüpfen eines Gespräches mit dem jungen blonden Mädchen, welches bescheiden auf ihren Teller niederblickte und augenscheinlich sehr von den mehr zudringlichen, als seinen Aufmerksamkeiten eines Kaufmanns oder Schreibers von ansehnlicher Körperfülle beschwert wurde, und ich wandte alles, was ich an Liebenswürdigkeit aufzutreiben wußte, auf Komplimente, die ich mit möglichster Unparteilichkeit nach rechts und links austheilte. Der Raum dieser Skizze aus dem sozialen Leben der Empire City gestattet mir nicht, das Gespräch zu zeichnen, zu welchem einige Skandalgeschichten der Tagesblätter, wie gewöhnlich, das Thema bildeten. Am Schluß der Tafel setzte sich ein Herr ans Klavier, ein anderer ergriff die Ziehharmonika, und bei den verlockenden Rhythmen eines Tanzes bildeten sich schnell einige Paare, während andere die Tafel an die Wand schoben.

„Tanzen Sie auch?“ fragte meine blonde Nachbarin mit so deutlichem Begehren, daß ich mit einem tiefen Stoßseufzer mich zum ersten male, seitdem ich amerikanischen Boden betreten, zum Tanzen entschloß. Hätte ich irgend eine Absicht auf die Gunft dieser lebenslustigen Dame gehabt, so würde mein Opfer von ersprißlichem Nutzen für mich gewesen sein. Aber es förderte auch meinen Zweck. Als ich die Blondine zu ihrem Sitze zurückführte, versicherte sie mir, sie würde entzückt sein, recht bald wieder mit mir zusammenzukommen. Daraufhin wagte ich die Frage, ob sie mich wohl in ihrer Wohnung empfangen würde.

„O no, Sir,“ sagte sie, „mein Mann ist zu eifersüchtig. Aber wir können uns hier, so oft wir wollen, und vielleicht auch anderswo treffen.“

„Sind Sie denn verheirathet? Ich dachte, die Gäste hier alle suchten eine passende Partie zu machen?“

„O no, Sir, die meisten hier sind verheirathete Leute, die sich amüsiren, ihr Leben genießen wollen, was sie zu Hause aus irgend welchem Grunde nicht können. Ach, heirathen Sie lieber nicht, es ist so viel hübscher.“

Mir fiel es wie Schuppen von den Augen. Zufällig sah ich gerade den Inhaber des Geschäfts an mir vorbeigehen. Ich gab ihm ein Zeichen, daß ich mit ihm vertraulich zu reden hätte, und er deutete nach der Ausgangsthür.

Bald saßen wir uns in einem kleinen Zimmerchen in Wiegestühlen gegenüber.

„Nun, wie hat Ihnen Ihre blonde Nachbarin gefallen?“ fragte er gleich. „Sie ist sehr lebenslustig und paßt in die Welt.“

„Es handelt sich nicht um sie,“ entgegnete ich trocken. „Zunächst lassen Sie mich Ihnen den Betrag meiner Besche einhändigen, und dann sagen Sie mir im Vertrauen: das junge blonde Mädchen ist wohl ganz mittellos?“

„Ihnen die Wahrheit zu sagen, ja. Sie interessieren sich für sie?“

„Ja, und Sie begreifen, daß man nicht gern eine so arme Person heirathen möchte. Kann man — ich würde mich's schon was kosten lassen — nicht mit ihr in ein Verhältniß treten, ohne daß man sie heirathen müßte?“

„O gewiß; warten Sie einen Augenblick, der Clerk, der ihr den Hof macht, ist jetzt gewiß schon gegangen, weil er auf sein Bureau muß. Ich werde sie veranlassen, zu Ihnen hierher zu kommen. Ich hoffe aber, Sie werden erkenntlich sein.“

Kurze Zeit darauf erschien das blonde Mädchen mit gesenktem Haupte und halbgeschlossenen Augen. Sie wandelte wie im Schlafe.

„Setzen Sie sich hierher, mir gegenüber,“ sagte ich, und sie folgte willenslos.

„Die erste Bitte, die ich an Sie richte, ist: vertrauen Sie mir. Ich bin nicht, was Sie in mir vermuthen,“ bemerkte ich weiter und hatte die Genugthuung zu sehen, daß sie einen Blick aus frommen blauen Augen auf mich richtete und dieselben dann auch nicht wieder niederschlug. „Sagen Sie mir zunächst, was brachte Sie in dieses Haus? Sprechen Sie zu mir wie zu einem Freunde, wie zu einem Bruder.“

„Wir sind sehr arm,“ flüsterte sie kaum hörbar, „meine Mutter ist krank und hilflos, meine kleinen Geschwister schreien vor Hunger. Eine Schulfreundin von mir dient hier in diesem Hause, sie verschaffte mir ein Darlehn, welches ich zurückzahlen habe, wenn ich nicht in den Kerker gehen will. Nun hat mir der Mann von dem Hause hier gesagt, daß ich eine reiche Heirath machen könnte, daß sich Jemand für mich interessirte, der viel Geld habe. So habe ich mich wohl entschließen müssen.“

„Es giebt aber einen jungen Mann, einen Arbeiter, der mir wohlgebildet und gut scheint, und der Sie liebt. Ist es nicht so?“

„O ja, o ja; ich weiß, und ich liebe ihn auch von Grund meiner Seele. Aber was hilft es uns? Er ist so arm, wie ich, und die Arbeit wird jetzt so schlecht bezahlt, wenn es überhaupt Arbeit gibt.“

„Gut, und der reiche Mann, wenn überhaupt ein solcher hier verkehrt, wird Sie unglücklich machen und Sie haben jedenfalls nicht die Gabe, aus Ihrer Schönheit ein nutzbringendes Geschäft zu machen. Sie werden nachher elender sein, als zuvor. Kehren Sie um, noch ist es Zeit.“

„Ich will, ich möchte, o wie gern möchte ich, ich fühle mich jetzt schon so elend. Aber wer nimmt das Kleidergewicht von mir?“

„Ihre Schuld? wie viel beträgt sie denn?“

„Er gab mir 15 Dollars, aber ich werde ihm mehr bezahlen müssen.“

„Und wenn die Schuld bezahlt wird?“

„O, wer wollte das thun? Kein Mensch giebt Geld bloß um die Thränen eines armen Mädchens zu stillen.“

„Sie sollen sehen, es giebt noch solche Menschen. Wollen Sie nun mit mir gehen?“

„O kommen Sie, kommen Sie,“ rief sie, sich lebhaft erhebend, „ich brauche frische Luft, hier ist die Pest, ich wußte, daß ich hier sterben müßte, wenn ich verdammt sein sollte, hier länger zu leben. O, es mag kommen, wie es will, lieber sterben, als so zu leben.“

Ich erhob mich nun auch und begleitete das Mädchen. Man wünschte uns „viel Vergnügen“, und ich hatte es im Kreise von einfachen, glücklichen Menschen, die es auch in New-York gibt. Ein Rundscheiben an einige bemittelte Bekannte brachte alles in Richtigkeit.

Wie ich weiter erfuhr, sind die meisten dieser Heirathsbureau's, so gut wie das: „Glückliche Ehen“ betitelt, reine Gelegenheitsmacherei-Institute, zum größeren Theile schlimmerer Art als das, dessen Bekanntschaft zu machen ich die Gelegenheit hatte. Wer wollte sich wundern? Bei der jetzt herrschenden korrupten Bourgeois- oder Ausbeutewirtschaft werden noch viel schlimmere Giftstätten großgezogen. Ein anderes System brauchen wir, eine bessere Gesellschaftsordnung.

Den Golf von Neapel mit der Stadt und dem Vesuv zeigt das Bild S. 28. „Neapel sehen und sterben“, mit diesen Worten drückt ein italienisches Sprichwort die ungemessene Bewunderung der Italiener für die mit landschaftlichen Reizen wahrhaft verschwenderisch ausgestattete Umgebung der süditalischen Hauptstadt aus; und „ein Stück Himmel, das auf die Erde gefallen“ — so bezeichnet die Landschaft der Dichter Sannazaro. Viele Stunden weit rahmt die Stadt mit ihren Palästen an Palast aufweisenden Prachtfais, mit ihren reizenden Landhäusern und den sich an sie anschließenden Städten und Flecken Portici, Resina, Torre del Greco u. s. w. das Meer ein. Ueber dies Häusergewimmel

empor hebt sich das aus Stein gehauene Kastell San Elmo, die Citadelle Neapels, in deren Felsverklüften unter der schmachtvollen Bourbonenherrschaft so viele politische Gefangene einem frühen Tode entgegenfielen. In der Mitte unseres Bildes bemerken wir das malerische Kastell del Ovo auf der Halbinsel Pizzifalcone weit in das Meer vorspringend, rechts davon erheben sich die düstern, kegelförmigen Steinmassen des Vesuv, des einzigen bedeutenden Vulkans auf dem europäischen Festland. Den stets sich wiederholenden Ausbrüchen des feuer-speienden Berges zum Trost bedecken seinen Fuß die Wohnungen der Menschen mit einer blühenden Umgebung von Fruchtbäumen aller Art

und den üppigen Weinpflanzungen, welchen die feurigen Weine Lacrymä Christi und Vino Greco entsprechen. Dazwischen münden unfruchtbare Thäler in das Meer aus, in denen die Lavaströme vieler Jahrhunderte mit den bizarren Formen ihrer Gesteinsmassen eine malerische Bildniß geschaffen haben. Zu alledem denke man sich die Pracht des tiefblauen Himmels und des in seiner herrlichen, blauen Färbung mit diesem wetteifernden Meeres, an dessen Gestaden sich immergrüne Eichenhaine hinziehen, und man wird das Entzücken verstehen, das jeden erfasst, dessen Blick so viel landschaftliche Schönheit auf einmal zu umfassen vergönnt ist.

**Schimpanse und Orangutang.** (S. 29.) In Nr. 23 des vorigen Jahrganges der „Neuen Welt“ zeigte ein Bild, welches das Gerippe des Menschen und das des Gorilla nebeneinander vorführte, die große Aehnlichkeit, welche zwischen diesen beiden Geschöpfen evident zu Tage tritt. Unser heutiges Bild stellt wieder ein paar dieser Geschöpfe dar, mit denen eine Urverwandtschaft anerkennen zu sollen uns ein kleines ästhetisches Unbehagen verursacht. Aber weder Darwin noch dem viel geschmähten Assen-Bogt, wie ihn die erbittertesten Gegner nannten, ist es je eingefallen zu sagen: der Mensch stammt vom Affen ab. Um den richtigen Standpunkt zu gewinnen und die Lehre der neueren Naturwissenschaft von der Entwicklung der Arten richtig zu würdigen, behalte man im Auge, daß die heutigen Naturforscher eben die große Einheit und Zusammengehörigkeit aller organischen Wesen lehren, und daß sie bemüht sind, die Kettenreihe darzustellen, in welcher sich aus der einfachen Zelle und aus Zellencomplexen schließlich das höchstorganische Säugethier, der Mensch, entwickelt hat. — Unser Bild stellt zwei Exemplare der größten Affenarten, den Schimpanse und den Orangutang dar, welche beiden Spezies nebst dem Gorilla für die menschenähnlichsten gelten dürfen. Der Orangutang (*simia satyrus*), der obere auf unserem Bilde, der auf Borneo und Sumatra lebt, ist braun von Farbe und erreicht eine Größe von 6—7 Fuß. Als äußerst guter und gewandter Kletterer und in Folge seiner Vorliebe, einsam in Hochgebirgswaldung seinen Aufenthalt zu nehmen, ist er sehr schwierig zu fangen, ja selbst ihn zu schießen gelingt den Jägern selten. Der Schimpanse (*simia troglodytes*) lebt in Guinea und am Kongo in Afrika, und ist, ebenso wie der Orangutang, ungeschwänzt. Einer weiteren Schilderung dieser menschenähnlichen Affen, die in früheren Zeiten den Reisenden oft Anlaß zu Berichten von wilden Waldmenschen gaben, überhebt uns das naturgetreue Portrait der beiden Herren, welches unser Bild darbietet. wt.

**W. Heine's Ansichten über Staat, Fürst und Volk.** Wilhelm Heine ist einer der feurigsten Naturalisten der „Genieperiode“, d. h. der Periode der Revolution in unserer deutschen Literaturgeschichte, während welcher man, mit den konventionellen Regeln brechend, die Umkehr zur Natur anzubahnen suchte, freilich nicht ohne auch hier und da auf bedenkliche Holzwege zu gerathen. Er war geboren 1749, studierte in Jena, ward bekannt mit Wieland, Gleim, den Brüdern Jacobi, Herder, Göthe und andern Vertretern jener geistigen Gährung und Bewegung, die wir die Genieperiode nennen. Seine in der Düsseldorf'scher Gallerie erweckte Liebe zu den Werken der bildenden Kunst trieb ihn nach Italien, wo er sich 1780—84 aufhielt, meist in Rom. Dort entstand auch sein am meisten genanntes Werk, der „Ardinghello oder die glückseligen Inseln.“ Dieses enthält eine Menge äußerst gesunder und fruchtbarer Ideen, von denen wir einige als Lesebrüder den Lesern darzubieten für nicht unpassend halten. Dieses Werk, ein Zeugniß eines reifen, für seine Zeit achtenswerthen Kunstverständnisses, ward besonders wegen seiner üppigen Sinnlichkeit verschrien und getadelt; an dichterischer Kraft, Gestaltungsvermögen und Tiefe der Empfindung kann er sich kühnlich mit unseren Tagesgrößen messen die Heine, wenn sie ihn kennen, zwar schmähen, ihn in seinem Hauptfehler aber meist überbieten, ohne seine guten Seiten zu besigen.

Folgende Sätze aus seinem Ardinghello dürften besonders interessant sein:

Man betrachtet eine Gesellschaft von Menschen, die man einen Staat nennt, am besten als ein Thier\*), das von innen Kräfte, Proportion aller Theile haben und gesund sein muß, und volle Nahrung, um für sich auf die Dauer zu existiren und glücklich zu sein; und von außen Stärke, Erfahrung und Klugheit, um sich gegen die Feinde zu erhalten. Das Wohl des Ganzen ist das erste Gesetz, wie bei jedem lebendigen Dinge; und jede Staatsverfassung, wo nur ein Theil sich wohl befindet, oder gar abgefordert wäre, ist ein Ungeheuer, eine Mißgeburt. Ein Despot also, das ist ein Mensch, der ohne Gesetze, die aus dem Wohl des Ganzen entspringen, über die andern herrscht, ist kein Kopf am Ganzen des Staates, sondern ein Ungeziefer, ein Bandwurm im Leibe, eine Laus, Mücke, Wespe, das sich nach Luft an seinem Blute nährt; oder will man lieber: ein Hirt, weil doch dies das beliebteste Gleichniß ist, der seine Schafe schert und melkt, und die jungen Lämmer schlachtet, und die fetten alten, wahrlich nicht zu ihrem Besten, sondern zu seinem Besten. Der Staat ist endlich ein Thier, das seine Gesetze hat, weder von Kühen noch Schafen, sondern von der Natur des Menschen, weil er aus Menschen besteht; und kein Mensch ist

so über andere, wie ein Hirt über seine Herde! Ein vollkommener Staat muß ein Thier sein, das sich selbst nach seiner Natur, seinen Bedürfnissen und Erfahrungen regiert, wie ein Wlles für sich nach den Umständen und gegen andere. — Eine reine Aristokratie, wo mehrere beständig herrschen nach ihrem Gutbefinden, ohne Gesetze aus dem Wohl des Ganzen, nur mit Gesetzen für ihr Wohl, die sie nach Belieben ändern, ist eine vielköpfige Hyder von Despotismus, viel Ungeziefer auf dem Leibe statt eines. Ein Staat von Menschen, die des Namens würdig sind, vollkommen für alle und jeden, muß im Grund immer eine Demokratie sein oder mit andern Worten: das Wohl des Ganzen muß allem andern vorgehen, jeder Theil gesund leben, Vergnügen empfinden, Nutzen von der Gesellschaft und Freude haben; der allgemeine Verstand muß herrschen, nie bloß der einzelne Mensch.

... D, es ist dem Menschen so süß über andere zu herrschen, deren Knaben und Töchter und Weiber sich aufwarten zu lassen, ihren besten Wein zu trinken, ihre besten Früchte, ihr bestes Gemüse und Fleisch zu schmausen, sie im Sonnenbrand arbeiten zu sehen, und selbst im kühlen Schatten zu faulenz, sie unter den Schwertern und dem donnernden Geschütz der Feinde zu wissen, wenn junge zarte Dirnen ihm sorgsam die Fliegen wegwebeln! Jeder will dazu Recht haben, und göttliches Recht haben, sobald er im Besitz ist; und tief eher den letzten Kopf von allen seinen Unterthanen, Vater und Sohn, Mutter, Bruder, Schwester, Tochter über die Klinge springen, die es rebellisch leugneten, und befände sich lieber allein in einer Wüste zwischen der Best der Hingerichteten, als daß er zum Exempel einem Rom gestattete, außer seiner Unterjochung (d. h. ohne sein Joch) das erste Volk der Welt zu sein. Dies ist die Natur; so elend ist der Mensch; alle unsere Moral ist gemacht und steht nur in den Büchern — lehrt es nicht alle Geschichte?

Dann äußert sich der Held der Erzählung trefflich über die Gewaltmittel, mit denen die Herrschaffen aufrecht erhalten werden, in einer Weise, das man seine Worte gut und gern einem Abgeordneten unserer Tage in den Mund legen könnte, der in einem Parlament gegen die volksfeindliche Einrichtung der stehenden Heere plädiert:

Dasselbe thut man (nämlich den letzten Kopf von allen Unterthanen opfern) um Herrschaft zu erlangen, und dünnt die Felle mit Bürgerblute, du kennst die Berse des Euripides, die Cäsar im Munde führte!

Und dann fährt der als Brieffschreiber eingeführte Held mit herbem Tadel gegen die „Ordnungsmänner“ fort:

Sie haben allerlei Blendwerk von Beschönigung ausgehoben, worunter das täuschendste ist, dem Staate Ruh und Ordnung zu verschaffen und behende Stärke zu geben; und sie stellen sich an, als ob sie nur dessen erste Diener wären und große Lasten auf sich trügen. Wie ist aber einer Bedienter, dem niemand befehlt? Wie ist einer Bedienter, der nach Gutbefinden Gesetze macht und gibt und keins annimmt? nach Willkür ohne Gesetze straft? Gesetzt auch Ruh und Ordnung; ist dies Glückseligkeit? im Kerker ist auch Ruh und Ordnung!

Dann fährt er fort in seinen Reflexionen:

Kein Tyrann wird wohl je so ein Narr sein, und sein Skavenreich einem freien Rom, Athen oder Sparta vorziehen; allein wenn er geachtet ist und mit einem Gescheiten unter vier Augen spricht, ganz was anderes behaupten; etwa folgendes:

Jedes Wesen darf von Natur um sich greifen, so viel es Macht hat, es sei unter seines Gleichen oder andern Dingen. Du zürnst, daß du gehorchen mußt? Gehorche nicht, wenn du kannst! und du erhältst ein ander Recht. Daß ich, Sultan zu Konstantinopel, herrsche, da es mir Millionen und Millionen von Skaven erlauben, wie nimmst du das mir übel? Willst du über nichts herrschen? Ist nicht jeder Mensch ein Sultan, nicht jeder Stier und Hirsch? Die Verständigen werden freilich nie gehorchen, wenn sie nicht müssen. Gehorcht nicht, wenn ihr könnt, so lange bis ihr alle Herren seid! und euer Staat ist die Vereinigung des reinsten Ganzen, eine Sonne, wo jeder Theil Licht hat und flammt und brennt und einer den andern verstärkt und entzündet und alle insgesammt dann fremde träge Erdenkörper zum Leben erwecken, wie jetzt allein Ich. wt.

**Eisenbahn-Waggonschieber.** Die Menschenkraft ersparende Maschinenkonstruktion macht riesige Fortschritte. In alle Arbeitsbranchen dringt die Maschine ein und überall bringt sie die Lehre, daß die Menschenmassen ihren Lebensberuf nicht ausschließlich in mechanischer Thätigkeit suchen sollen und für die Zukunft auch gar nicht werden finden können. Eine Maschine, welche sich in neuester Zeit bereits in England, Frankreich, Belgien und Oesterreich an die Stelle von manchen hundert Arbeitern gesetzt hat und sehr bald auch in Deutschland Eingang finden wird, ist der Eisenbahnwaggonschieber, ein Apparat, welcher aus einem zweiarmligen Hebel besteht, dessen einer Arm an der Radaxe des fortzubewegenden Wagens eingehängt wird. „Das Ende dieses Armes ist halbkreisförmig gekrümmt,“ so schreibt das „Polytechnische Notizblatt“, „um sich an den Umkreis der Rze anlegen zu können, das andere Ende ist mit dem des erstgenannten Armes gelenkartig verbunden, und bildet dieses Gelenk den Stütz- und Drehpunkt der Bewegung; letzterer liegt zwischen der Rze und dem Radumfang; an dem zweiten

\*) Heute würden wir sagen „als einen lebendigen Organismus.“

Hebelarme befindet sich ein Ansatz, der in den Spritzen des Nades 1 aufsteht. Wird der Hebel auf und nieder bewegt, so dreht sich dieser und das Rad um verschiedene Mittelpunkte und der Wagen kommt in Gang. Mit Hilfe dieses Apparates soll ein Arbeiter im Stande sein, einen Wagen fortzuschaffen, zu dessen Bewegung sonst 6 Mann nötig waren. In Belgien hat die Regierung dem Erfinder, einem Ingenieur in Amsterdam, das Recht der Fabrikation abgekauft; für Deutschland hat das Recht des Verkaufs ein frankfurter Ingenieur übernommen. G.

### Trost fürs Volk.

Mein armes Volk, hast du auch nicht genug zu essen,  
Der Prunk der Großen glänzet fort und strahlt!  
Ich ruf' es laut dir zu, ich ruf' es aus vermess'n,  
Ich fürchte nicht der Reichen Allgewalt!  
Bekümmert einer sich um deine Interessen  
Dort oben, wo mit deinem Geld man prahlt?  
Mein armes Volk, hast du auch nicht genug zu essen:  
Der Prunk der Großen glänzet doch und strahlt!

Sieh hin, mein Volk, wie sie die Tausende verschwenden,  
Die du mit Müß' und Noth hervorgebracht,  
Wie sie voll Gleichmuth jetzt ihr Antlitz werden,  
Wenn dir ein Nothschrei sich entringt mit Macht,  
Den die Bedränger aus der freien Brust dir pressen  
Mit der Geheke drückender Gewalt!  
Mein armes Volk, hast du auch nicht genug zu essen:  
Der Prunk der Großen glänzet doch und strahlt!

Konzerte, Mäße werden da gegeben,  
Für dich kriecht man sich nicht den Kopf entzwei,  
Ob, Volk, du elend magst in Noth und Hunger leben,  
Man denkt: „Was da! Wir sind ja nicht dabei!  
Wir halten trotzdem uns die schönsten der Maitresses,  
Wir fragen nicht darnach, wer sie bezahlt!“  
Mein armes Volk, hast du auch nicht genug zu essen:  
Der Prunk der Großen glänzet doch und strahlt!

Wo seid ihr Freiheitsdichter jenseit denn zerblichen,  
Ihr, die ihr sangt von freien Volkes Ficht?  
Ihr, die für Freiheit einst gedichtet und geschrieben —  
Jetzt seid für Geld ihr der Bedrückter Knecht!  
Habt ihr den freien Sang denn ganz und gar vergessen?  
Ich weiß warum: er wird ja nicht bezahlet!  
Mein armes Volk, hast du auch nicht genug zu essen:  
Der Prunk der Großen glänzet doch und strahlt!

Mein Volk! Du bist bedrängt, — elender Schmach zum Raube  
Beugst du die Stirne unter schändem Joch!  
Erhebe dich und knie länger nicht im Staube.  
Der Freiheit heilige Fahne schwinde hoch!  
Auf, wähl' die Richter, die mit richtigem Maße messen,  
Was Recht und Unrecht ist, auf, wähl' sie bald!  
Und tuft du es, — kannst du das Leid, die Noth vergessen,  
Der Prunk der Großen dann, er hat gestrahlet!

### Das Schachspiel.

Schon vor längerer Zeit trat aus unserem Leserkreise an uns der Wunsch heran, wir möchten dem Schachspiel eine Spalte der „N. W.“ widmen. Anfanglich waren wir der Erfüllung dieses Wunsches abgeneigt: so alt und so geistreich das Schachspiel auch ist, hat es sich doch immer nur einer verhältnismäßig geringen, wenn auch größtentheils begeisterten Anhänger: erst zu erfreuen gehabt; es ist zu gedankenermüdend, zu schwer, — „als Spiel zu sehr Ernst“, wie Moses Mendelssohn gesagt haben soll, „und als Ernst zu sehr Spiel“, um Leute, die einer spielenden Erholung bedürfen, dauernd fesseln zu können. Zudem meinten wir, daß gerade unsere Leser, die Männer und Frauen des eigentlichen, des arbeitenden Volkes auch nicht durch die geistreiche Spielerei von der ihnen nötigsten Arbeit, des Nachdenkens über die staatlichen und gesellschaftlichen Mißstände, abgezogen werden dürften. Zu weiterem Nachdenken über diesen Gegenstand angeregt durch Wiederholung des Verlangens nach einer Schachspalte in der „N. W.“, und zwar aus Arbeiterkreisen heraus, haben wir unsere Anschauung der Frage ein wenig ändern müssen. Wir beurtheilten anfangs das Schachspiel von dem uns am nächsten liegenden Standpunkte, dem des Kopfarbeiters, aus nur als Erholungsthätigkeit, und als solche erfüllt es seinen Zweck allerdings nicht, indem es eine viel zu angestrengte Hirnthätigkeit beansprucht. Vom Standpunkte des geistig regsameren Handarbeiters nimmt sich die Sache aber anders aus. Für diesen ist Geistesanstrengung nicht allein Erholung von der Körperarbeit sondern sogar Bedürfnis — weil auch ein noch vielfach verkanntes, hinten-

angesehtes Bedürfnis. Mit dieser Erwägung war der erste Theil unserer Bedenken gegen die Einführung des Schachspiels in die „N. W.“ gehoben. Aber der zweite hielt noch stand: denn grade dieses Bedürfnis der Erholung durch Geistesanstrengung kann ja seitens des Handarbeiters nicht in zweckmäßiger und edlerer Weise befriedigt werden, als durch Studiren der Staats- und Gesellschafts-einrichtungen an der Hand der sozialistischen Presse. Es schien also, als ob die Pflege des Schachspiels in weiteren Arbeiterkreisen geeignet sei, einen, wenn auch relativ geringen Theil der auf das sozialpolitische Gebiet gerichteten Geistesthätigkeit einzelner Kreise des arbeitenden Volkes in die Bahnen des sozialpolitisch Gleichgültigen abzulenken. Doch auch dagegen ließ sich einwenden, erstens, daß bei den bereits für das politische Denken gewonnenen Arbeitern eine spielende Verträdelung ihrer gesammten Gedankenthätigkeit nicht mehr zu befürchten sei; ferner daß auch der politisch Eifrigste nicht seine ganze Mußezeit auf das Studium ernster, theilweise schwerverständlicher Werke verwenden wollen und können; weiter noch, daß das Schachspiel sehr wohl befähigt sei, bei dem geistig immer lebendiger werdenden deutschen Arbeitervolke dem geistlosen, also geisttödtenden Kegels-, Karten- und Billardspiel rasch Terrain abzugewinnen; diese Fähigkeit aber lange nicht so sehr dem von vornherein ungemein viel Wissensdrang und Geduld in Anspruch nehmenden sozialpolitischen Studium beizubringen; endlich und ausschlaggebend, daß wer dem Denken überhaupt einmal gewonnen ist, sei es auch durch das Spiel mit den Schachfiguren, sein Nachdenken nicht auf das Spiel beschränken, sondern bald auf den Ernst des Lebens ausdehnen wird.

Und so veracht es die „N. W.“ denn mit dem Schachspiel! Die Bourgeoisie und ihre Söhne turnen, um den nicht zur gehörigen Bethätigung seiner Kräfte gelangenden Körper nicht ganz einrostet zu lassen — warum sollen die Arbeiter nicht Schach spielen und damit so eine Art Geistesturnerei üben, um auch in ihrer Erholung den großen Zweck der Geisteserziehung, der Einspannung in das Joch der ausschließlichen Körperarbeit zum Trost, nicht aus den Augen zu verlieren?!

Um jedem unserer Leser die Möglichkeit zur Befremdung mit dem „königlichen“ Spiele zu gewähren, wollen wir vorerst in der nächsten Nummer eine Anleitung zur Erkennung des Schachspiels folgen lassen.

### Rechnungsaufgabe.

Ein Sozialist unterhält sich mit einem Liberalen über die Parteiverhältnisse des Ortes A.; der Liberale prahlt mit der Stärke seiner Partei und erzählt, daß einer der liberalen Parteiführer in seiner letzten Rede auf die Wirksamkeit der vielen liberalen Agitationsversammlungen und die beständig wachsende Zahl der Mitglieder des Reichsvereins in A. als das unerschütterliche Bollwerk der A.ichen Reichstreue hingewiesen habe. „Allerdings hält“, erwiderte der Sozialist, „euer Reichsverein in je 8 Wochen 10 Sitzungen ab, während wir uns mit 8 begnügen, und er zählt gegenwärtig 100 Mitglieder mehr als unser Arbeiterverein, aber ihr gewinnt durchschnittlich erst in siebenzehn Sitzungen soviel Mitglieder als wir in drei. Nun ist die Frage: wie viel Versammlungen hat der sozialistische Arbeiterverein voraussichtlich nötig, um stärker zu werden, als der Reichsverein.“

### Korrespondenz.

Berlin. R. C. z. Nicht man Ihre geringe Schulbildung in Betracht, so wird man Ihre Arbeiten als Beweise von geistiger Begabung anerkennen dürfen. So lange uns aber nur ein ganz unentwickeltes Talent gegenübertritt, vermögen wir nichts weiter zu thun, als zur sorgfältigen Pflege der vorhandenen Begabungskeime durch geistige Arbeit anzukuhren. Wie Sie am zweckmäßigsten Ihre Studien einrichten und woher Sie billige Bücher bekommen, darüber können Ihnen hervorragende Mitglieder der sozialistischen Partei in Berlin, wenn Sie sich denselben persönlich vorgestellt haben, jedenfalls besser Auskunft geben als wir. Wenden Sie sich z. B. an die Herren Most oder Frische. — Da Ihre Berufung auf den „gemeinen Menschenverstand“ hat uns an das Wort Kant's erinnert: „In der That ist es eine große Gabe des Himmels, einen geraden (oder, wie man es neuerlich benannt hat, schlichten) Menschenverstand zu besitzen. Aber man muß ihn durch Thaten beweisen, durch das Ueberlegte und Vernünftige, was man denkt und sagt, nicht aber dadurch, daß, wenn man nichts Kluges zu seiner Rechtfertigung vorzubringen weiß, man sich auf ihn als ein Orakel beruft. Wenn Einsicht und Wissenschaft auf die Reize gehen, alsdann und nicht eher, sich auf den gemeinen Menschenverstand zu berufen, das ist eine von den subtilsten Erfindungen neuerer Zeit, dabei ist der schalle Schwäger mit dem gründlichsten Kopfe aufnehmen kann. — Nehmen Sie dem alten Kant nicht übel, daß er hier etwas sehr deutlich wird!“

Gräfenhainichen. W. Wenn Kafel eine Weltkadt und Sie nicht nur ein sehr vernünftiger, tüchtiger Mann, sondern auch ein Dichter wären, würden wir Ihr Gedicht „Sebanfeier in Kafel“ ausgenommen haben. Humor kann man Ihnen übrigens nicht abpredigen.

Wien. E. L. Ihnen, der Sie „nach eifrigem wissenschaftlichen Studien vor der Frage angefangt“ sind, ob „das Wissen nicht Trug“ und ob nicht „im Glauben allein Glück“ zu finden sei, rufen wir mit Göthe zu:

Betrachte nur Vernunft und Wissenschaft,  
Des Menschen allerhöchste Kraft,  
Laß nur in Blend- und Jaunderwerken  
Dich von dem Lügengeist bekränzen,  
So hat er dich schon unbedingt.

Uebrigens können wir nicht umhin, die nüchternere Bemerkung hinzuzufügen, daß Einer, so gut wie er an die jüdisch-christlichen Religionsphantasien glaubt, auch jeder beständigen andern Fiktion Glauben schenken darf oder konsequenterweise eigentlich müsste. Für religiöse „Wahrheiten“ giebt es gar keine andere Garantie, als die Gewissheit, daß es vor uns auch Leute gegeben hat, die sie beweisen, auf guten Glauben, hingewonnen haben. Und nun lassen Sie Ihren Blind Schweifen über die ganze Kulturgeschichte von der Urreligion der Aender bis zum modernen Spiritismus und sagen Sie uns, für welchen Aberglauben diese „Garantie“ nicht auch vorhanden wäre?!